Staatliche Bibliothek
Regensburg

Paed. 366

~~III. 376~~
Pueday 366

TÄNDELEYEN und SCHERZE

für

UNSERE KINDER

von

J. A. C. Löhr.

Seite 47.

Erstes Bändchen.

Mit acht Kupfern

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

Meinem Freunde
Gerhard Fleischer.

Schon lange, lieber theurer Gerhard, hab ich Dir einmal so öffentlich einen guten Tag sagen, und die Hand herzlich drücken wollen. Es geht zwar den Leuten eben nichts an, wie wir mit einander stehen, aber es ist auch nicht grade alles um der Leute willen, was vor den Leuten ist. Dasmal ist es nur um meinetwillen, denn es thut mir wohl, hier hinzutreten, und laut zu sagen, daß Du mir so viel werth bist, und

immer bleiben sollst und wirst, und daß ich dies hiermit, in diesem offenen Briefe bekenne und gelobe. Die Zeiten werden täglich seltsamer und wunderlicher, und nehmen immer neue, aber zum Theil recht häßliche Gesichter vors Gesicht, und man weiß nicht mehr recht, wie man mit den Menschen daran ist, — sey das; wir können es ja nicht ändern; aber wir wollen unsere Gesichter behalten, wie wir sie einmal haben,

und immer gegen einander die Alten bleiben. Darauf geb ich **Dir** hier die Hand, deren Druck gottlob noch niemals falsch gewesen ist!

Sieh da! Das soll nun eine Zuschrift heißen! Freilich, sie ist ein wenig seltsam, aber — Du verstehst mich ja.

Und Gott gebe Dir noch einmal viel gute Tage, und fröhliche Stunden, und lasse mich auch je zuweilen mit dabei seyn, denn ich bedarf ihrer auch wohl.

Vorerinnerung.

Für unsere Kinder, wie sie sich, verschiedenes Alters, in Familien finden, hab ich das kleine Buch geschrieben, damit jedes darin Etwas hätte, was ihm gefallen möchte; wenn auch nicht grade durchaus Alles für Alle seyn dürfte, da Inhalt und Bearbeitung der Stücke, auf die Verschiedenheit der Fähigkeit, der Gemüthsart und der Jahre berechnet werden mußten.

Tändeleien sind es, aber ich hoffe, kein Tand: und Scherze, aber es ist damit ernsthaft, und größtentheils sehr ernsthaft gemeint und ich denke, es werde Manches, also wie es hier ist, besser verstanden sogar, und gewiß williger aufgenommen und tiefer eingedrückt

werden. Von Spielereien, von bloßen leeren Spielereien halte ich nichts. Wer könnte auch etwas davon halten. Ein Kind muß seine Zeiten und Stunden haben, wo es an den Ernst gewöhnt wird; der das ganze Leben durchzieht. Aber ich halte eben so wenig von dem harten rauhen Brodte vertrockneter Lehren und Sittenlehren, — wahrlich kein Lebensbrod für Kinder — noch von der süßlichen Kost unausgebackner und unverdaulicher Leckerbissen, womit man unsere armen Kleinen, selbst außer den Hauptmahlzeiten bewirthen will. Freilich bei der Hauptmahlzeit muß man nehmen, was und wie es da ist; wiewohl auch da eigentlich keine schlechte Kost und kein ungesundes Gericht aufgesetzt werden sollte, und in gut eingerichteter Hauswirthschaft, auch nicht leicht vorkommen wird — aber gar in den Zwischenzeiten, wo der lüsterne Mund gesundes und frisches Obst erwartet hat, wär es unverzeihlich, unsern Kindern die Freude zu verderben.

Ich habe gethan, was ich vermocht habe, meine kleinen Kostgänger, gesundes, und wie ich hoffen will, auch angenehmes Obst vorzusetzen; und damit empfehl ich dieses Büchlein allen, die meinen Schriften wohlwollen, und unsern Kindern.

Und nun nur noch eins — das nämlich, daß man, was ich hier gebe, richtig, und dem Inhalt angemessen, lesen möge — lesen sag ich, und nicht blos nur so ein Wort nach dem andern hersprechen. Solches lesen sollen unsre Kinder, oder auch wohl der, welcher es ihnen vorliest, von irgend jemand lernen, der weiß, was lesen ist, und der es kann.

Zur Nachricht dient; daß nach diesem ersten Bändchen, ein zweites und leztes, an Inhalt, Stärke, und sonst, ihm ganz Gleiches nachfolgt, welches gewiß in nächster Leipziger Ostermesse fertig seyn wird.

Inhalt des ersten Bändchens.

I.)	Löwe und Lamm	S. 3
II.)	Willhelm und Hänschen	10
III.)	Der lahme Hund	14
IV.)	Die Maiblumen	22
V.)	Der gute Heinrich	28
VI.)	Heinrich denkt, er hat sein Kind verloren	32
VII.)	Heinrich lernt stricken	38
VIII.)	Heinrich sorgt für die Schwester	42
IX.)	Heinrich verwendet seinen Sechser	46
X.)	Willhelms Gesinnung gegen Heinrich	50
XI.)	Die Räthsel	54
XII.)	Bärbel fällt ins Wasser	72
XIII.)	Der arme Ritter	82
XIV.)	Der wunderliche Mann	90
XV.)	Ernsts Unterhaltung seiner Gäste	96
XVI.)	Das fremde Kind	108
XVII.)	Der Geburtstag	116
XVIII.)	Herr Jakob	124
XIX.)	Die Geisterflöten	136

Tän-

Tändeleien und Scherze

Erstes Bändchen.

No. 1.

I.
Löwe und Lamm.

„Zeige mir Bilder, liebe Goldmutter,“ bittet Willhelm: „Bilder, weißt du, seh ich so gern!“

Die Mutter holt ein Bild, und zeigt es dem Kinde.

„O Mutter, das weiß ich! — das kenn ich! — Das hier ist ein Löwe; und das ist ein Lämmchen!“

„Ja, mein Kind, so ist es;“ spricht die Mutter. „Aber sieh doch das kleine Lamm hat sich bittend und demüthig vor den Löwen niedergelegt. Du weißt aber nicht warum?“

„Nein Mutter, ich weiß nicht! Sage es mir.“

„Ich will es dir sagen;“ verspricht die Mutter.

„Das Lämmchen ging auf die Weide, und suchte sich Kräuter und Gras. Im Walde daneben wohnte ein Löwe, ein großer starker Löwe, der schon viel große Thiere erwürgt hatte, und hatte sie verzehrt.

Jetzt hatte der Löwe Hunger; er hat heute nichts gefressen, und gestern auch nichts. Der Hunger quält ihn sehr, gar

sehr. Still und lauernd liegt er in seinem Busche, und schaut mit seinen großen funkelnden Augen umher, ob kein Thier sich nahe, das er verzehren könne. Da kommt das Lamm!"

„Ach Mutter! das arme Lamm! der Löwe wird es gewiß fressen!"

„Der Löwe sieht das Lamm. Er wendet die Augen hin und her, wie das Lamm hin und her geht. — Dann erhebt er sich langsam, und schleicht aus dem Busche hervor. Jetzt thut er einen gewaltigen Satz, und dann noch einen — und dann steht er vor dem Lamm!

Das arme Lämmchen! Es zittert. Es sieht erschrocken den Löwen an, und kann anfangs, vor Angst und Entsetzen, kein Wort sagen. Aber nach einigen Augenblicken wirft es sich vor dem Löwen nieder.

„„Mächtiger Löwe! spricht es; du bist so stark, und ich bin so jung und schwach; ich kann mich nicht wehren. Ach, würge mich nicht!""

Der Löwe sieht das Lamm an. Der Hunger quält ihn; er hat die starke Tatze schon aufgehoben, womit er das Lamm erwürgen will; aber das Lamm bittet ihn um Schonung — Das Lamm ist schwach und klein, und kann sich nicht wehren; es kann ihm auch nicht einmal entlaufen.

„Geh nur, kleines Ding, spricht der Löwe; mich hungert zwar sehr, aber du kannst dich ja nicht wehren! Geh nur; aber komm nicht wieder hieher."

Da geht der Löwe in den Wald zurück. — „Ich will lieber noch hungern, sagt er; ich will mir ein Thier suchen, das sich wehren kann. Es wäre eine schlechte Ehre, wenn ein Löwe ein schwaches kleines Lamm erwürgt hätte. Der Schwachen muß man schonen."

O Mutter, sagt Willhelm, nun bin ich dem Löwen recht gut.

....

Aber Mutter! fing Willhelm nach einigen Augenblicken an; nun wird das Lamm wohl nicht wieder an den Wald gehen.

Wohl nicht! denk ich; wenn es verständig ist. Aber es hätte auch das einemal nicht hingehen sollen.

O Mutter; es wird es wohl nicht gewußt haben, daß der große Löwe im Walde wohnt; sagt Willhelm.

O doch, das hat es gewußt. Seine Mutter hats ihm gesagt. Siehst du wohl; dort weit hinten ist ein Hirte mit seiner Heerde. Unter dieser Heerde ist die Mutter vom Lamme. — „Kind, hat die Mutter oft gesagt, geh nicht so nahe an den

Wald hin; der Löwe lauert dort. Der Löwe frißt die Lämmer!"

Aber das Kind hört nur so halb und halb darauf; „Hm! denkt es; so schlimm wirds auch nicht seyn, wie die Mutter sagt! — Dort am Walde steht viel bessere Weide. — — Ich gehe hin!"

Lämmchen ging hin an den Wald. Schönes Gras, und recht wohlschmeckende Kräuter fand es dort auf der Weide. Es sprang vor Vergnügen; es wälzte sich vor Freuden im fetten Grase. „O ihr Narren dort, sagte es, und sah nach der Heerde hin; hieher solltet ihr kommen! hier ist es viel besser!"

„Mutter, sagte es schelmisch und lustig, wie es das erstemal wieder zurück kam; ich bin dort gewesen; am Walde bin ich gewesen; aber der Löwe war nicht da!"

„Kind, warnte die Mutter, du glaubst mir nicht; du wirst es sehen, wenn es zu spät ist. — Sieh, wir würden ja auch dorthin gehen, wenn es gut wäre. — Ach bleib doch, Kind, bleib. Sieh, es ängstet mich so, wenn du nicht da bist!"

Aber das Lamm ging noch einmal, und dann wieder noch zweimal bis an den Wald; und immer war kein Löwe

da. Und das Lamm dachte: „die Mutter spricht nur so; es ist so arg nicht, wie sie denkt!“

„Aber Mutter, wie nun der Löwe gekommen war?“ fragte Willhelm.

„Ja, wie er gekommen war, antwortete die Mutter, da sagte es nicht mehr: „Es ist kein Löwe da!“

„Mutter, was sagte es denn da?“ fragte Willhelm.

„Wie der Löwe in den Wald ging, erzählt die Mutter, da blieb es noch so demüthig und so erschrocken eine Weile liegen; es sahe dem Löwen nach; es konnte vor Angst und Entsetzen nicht aufstehen. — Dann, als es den Löwen nicht mehr sahe, stand es auf, und lief, lief so stark es konnte, nach der Heerde zurück, wo die Mutter war.

Es war so sehr gelaufen, daß es keinen Athem mehr hatte; es fiel erschöpft hin, wie es bei der Heerde ankam, und das Herz schlug ihm so gewaltig, daß man sein Pochen hörte.

Kind, was ist dir? — was ist dir? rief die herbeieilende Mutter. Aber das arme Lamm konnte keinen Laut hervorbringen, so erschrocken war es noch und so matt. Es zitterte

nur am ganzen Leibe; und die Augen sahen die Mutter so traurig und so bittend an.

„Kind, sprich doch nur ein Wort! Was ist dir? fragte die Mutter wieder — du zitterst ja so!"

„Ach Mutter! ächzte das Lamm. Der Löwe! — — der Löwe!"

„Hast du ihn gesehen! War er da? — Wie bist du ihm entkommen? Er hat dir etwas gethan?" —

„Nein! — gethan nicht! fuhr das Lamm fort; — er hat mich dasmal gehen lassen. — Er hat gesagt, „komm nicht wieder her!" — Mutter, ich gehe nie wieder an den Wald."

Die Mutter erfuhr so nach und nach, wie sich das Lamm erholte, Alles; und freute sich, daß ihr Kind dasmal davon gekommen war. „Ach nun wirst du nicht wieder hingehen, rief sie; nun wirst du mir folgen!"

„Ja Mutter, ja, versprach das Lamm; nun geh ich nicht wieder hin; nun folg ich dir immer!"

....

Mutter! sagte jetzt Willhelm — ich wäre auch nicht wieder hingegangen. Aber, das Lamm hätte gleich folgen sollen.

Frei=

Freilich! freilich! hätt' es sollen gleich folgen; mein liebes Kind; da hätt' es den Schrecken, und die Mutter hätte die Angst nicht gehabt. Die Kinder sollten den Müttern immer folgen; und die guten und verständigen Kinder thun das auch!

Mutter, sagte jetzt Willhelm; ich will dir immer folgen; und drückte sich an die Mutter an.

II.
Willhelm und Hänschen.

Bei unserm Willhelm war der Löwe und das Lämmchen nicht so bald vergessen; auch hatte ihm die Mutter Alles mehr als einmal wieder erzählen müssen; und allezeit bedauerte er das Lamm; und allezeit lobte er den Löwen, der so großmüthig des kleinen Thieres schonte. Ueberdieß hatte er sich von der Mutter das Bild erbeten, worauf Löwe und Lamm standen, und er hob es sich sorgfältig auf.

„Der Schwachen muß man schonen!" hatte der Löwe gesagt, und nie vergaß es Willhelm.

Es kamen die kleinen Nachbarn zu ihm, und waren zuweilen ein wenig garstig und unartig. Zuweilen beschädigten sie auch wohl etwas an Willhelms Sachen. Willhelm war stärker als diese Kinder, er hätte sie schlagen können; aber Willhelm schlug nicht; Willhelm schalt sogar nicht einmal. Er verwies ihnen nur ihre Unart; er bat sie nur vorsichtig zu seyn.

Als Willhelm schon acht Jahr alt war, hat Hänschen einmal Willhelms schönes Spielpferd genommen, und wirft es dahin, und dorthin. „Ei, du mußt es nicht umherwerfen,

No. 2.

Rosmaesler fec. Lips.

sagt Willhelm; da geht es entzwei." Aber der kleine Knabe kehrt sich nicht daran; er hebt das Pferd hoch in die Höhe; und will es nun, Willhelm zum Trotz, niederfallen lassen.

„Pfui; das ist recht unhübsch!" spricht Willhelm, nimmt dem Kleinen das Pferd, und verschließt es. Da wird der kleine Hans recht grimmig und böse; er nimmt die Gerte, mit welcher er das Pferd angepeitscht hatte, und giebt mit aller seiner Kraft Willhelmen einige Hiebe.

Willhelm hielt ruhig lächelnd die Hiebe ab. „Laß das, Hänschen, sagte er nur, ich könnte ja dich auch schlagen, wenn ich wollte!"

Hänschen wird noch erbitterter, und giebt Willhelm noch einen tüchtigen Hieb, der ziemlich weh that. Willhelm wurde jetzt wohl ein wenig entrüstet; aber er sieht sich den kleinen Menschen an. „Er ist ja, denkt Willhelm, viel kleiner und schwächer als du;" und that ihm nichts. Aber: „laß das, Kleiner!" sagt Willhelm noch einmal.

Aber der kleine Knabe wollt' es dennoch nicht lassen. Grade, weil ihm Willhelm nichts that, wurde er so dreist. Er holt noch einmal aus, und will Willhelm gar ins Gesicht hauen.

Jetzt wird doch Willhelm den kleinen boshaften Menschen geschlagen haben?

Nein! Willhelm schlug ihn nicht. Er sprang nur zu und hielt dem kleinen erbosten Knaben die Hände, und führte ihn an den Händen zur Stube hinaus.

„Lauf, sagte er; lauf! aber wenn du so garstig seyn willst, so komm lieber nicht wieder!“

....

Hänschen kam dennoch bald wieder, und brachte seine Gerte aufs neue mit. Willhelm sagte ihm nichts. Nun wird er ja wohl verständig seyn, dachte Willhelm.

Willhelm hatte sich geirrt. Nach wenigen Augenblicken hieb Hänschen mit seiner Gerte, da eins und dort eins von den Kindern, die bei Willhelm waren.

Die Kinder wollten Hänschen schlagen; sie wollten alle über ihn her; aber Willhelm verhinderte es. „Laßt ihn, sagte er; es ist ein kleines unverständiges Närrchen, welches ihr leicht bezwingen könntet. Aber das sag ich dir nun zum letztenmale, hältst du nun nicht Frieden, so sollst du sehn, was ich thue!“

„Das möcht ich einmal sehen!“ dachte Hänschen, wiewohl er kein Wort sagte. Denn, niemals sagte er etwas, wenn er die Kinder reizte und schlug! „Das möcht ich sehen?“ dacht er, und hieb Willhelm über die Hand.

Willhelm zuckte ein Paarmal mit der Hand, und verbiß seinen Schmerz. Die andern Kinder wurden höchst unwillig über den bösen Jungen, und wollten ihn mit seiner eigenen Gerte tüchtig züchtigen. Aber Willhelm hielt sie auch dasmal ab. — Laßt ihn noch einmal gehen, sagte er; ich will dirs noch einmal übersehen, weil du mich geschlagen hast, aber thu einem der Kinder etwas, dann hüte dich!

Das Wort war kaum ausgesprochen, so hatte das nächste Kind von Hänschens Gerte einen Hieb; aber der Hieb war auch kaum geschehen, so umfaßte Willhelm auch den bösen Jungen, und sperrte ihn in ein Loch, das in der Wand war; sperrte ihn ein, und riegelte die Thür fest zu.

Hänschen raste und tobte; er schimpfte; er trat gegen die Thür! Es half ihm nichts. Dann weinte er, und that recht kläglich. — Es half ihm auch nichts. Fast eine halbe Stunde mußte er stecken, indessen die andern spielten. Dann erst und nachdem er flehentlich gebeten, und alles Gute angelobt hatte, ließ ihn Willhelm wieder heraus.

Willhelm hatte ihn geschont und bestraft — aber Hänschen schlug nun kein Kind mehr, wenn Willhelm dabei war.

III.

Der lahme Hund.

„Mutter, sagt Willhelm des nächsten Tags; das Bild von dem Löwen und von dem Lämmchen war recht hübsch. Ich weiß noch alles, wie es war; aber zeige mir heute wieder ein Bild; — und erzähle mir auch dabei."

Die Mutter holt ein Bild, und zeigt es Willhelm. O das kenn ich auch! ruft das Kind; das ist ja ein Hund; der hält das eine Pfotchen so in die Höhe; und auf den andern Pfoten sitzt er!"

„Aber, was ist denn noch mehr auf dem Bilde?" fragt die Mutter.

„Mutter, sagt Willhelm, das weiß ich auch; — das ist ein kleiner Junge, der streichelt das Hundchen, und hat da etwas in der Hand, aber ich weiß nicht, was es seyn soll?"

„Das ist ein Bettchen, sagt die Mutter, darauf soll sich das Hundchen hinlegen. Das Kind hat ihm das Bettchen geholt, denn der arme Hund ist krank, und leidet viel Schmerz!“

„Krank ist er, liebe Mutter? krank? — O sage, was fehlt ihm?“

„Ich will dirs Alles sagen,“ antwortet die Mutter.

„Der Hund gehört dem Kinde hier, welches das Bettchen hält, und war auf die Straße gelaufen, um mit andern Hunden zu spielen. Da kommt ein böser, böser Junge, der wirft mit Steinen nach dem Hunde; aber er trifft ihn nicht.“

„Ach Mutter; ich wollte er hätte das Hundchen ein bischen, ein klein bischen getroffen!“ sagt Willhelm.

„Warum denn, lieber Willhelm? warum denn getroffen?“ fragt die Mutter.

„O Mutter! da wäre der arme Hund davon gelaufen; — wieder ins Haus hinein; da hätt' ihm der böse Junge nicht können das Bein zerschmeißen. Er hats ihm gewiß zerschmissen: darum hält er sein Pfotchen so!“

„Ja, mein Kind; er hats zerschmissen. Ein Wurf traf

auf das Bein. Da fing das Thier vor Schmerz ein lautes Geheul an, daß es alle jammerte, die es hörten. Dann hinkte er, heulend und winselnd, auf drei Beinen nach Hause.“

„O, liebe Mutter, sagt Willhelm, der arme, arme Hund! Er hat ja dem bösen Jungen nichts gethan; er hat ihn ja nicht gebissen!“

Nein; der Hund hat ihm gar nichts gethan! Der Hund spielte nur mit andern Hunden. Ach! sein Bein that ihm sehr weh; und er lief nun zu dem Kinde hin, das du hier siehst, und das auch Willhelm hieß.

„O, der arme Willhelm! der arme Hund wird ihn sehr gedauert haben!“

„Ja, mein Kind, der Hund dauerte Willhelm recht sehr.“

....

Der Hund hinkte zu Willhelm hin. Dann stellt er sich vor dem Kinde hin, und winselte kläglich, und hielt ihm sein Pfotchen hin.

„„Ach Caro! armer Caro, rief Willhelm; sie haben dir gewiß etwas gethan! und du willst mirs klagen! Was hältst

du

du denn dein Pfotchen so! Es ist dir doch nicht zerschmissen? Zeige mirs doch!""

Willhelm wollte das Pfotchen befühlen; aber Caro zog es zurück; er winselte nur noch kläglicher, er sahe Willhelm so traurig an, und leckte ihm die Hand.

""O du guter armer Caro! Sie haben dirs zerschmissen! Sie haben dirs zerschmissen! rief weinend Willhelm, und streichelte sanft den Hund über den Kopf. Ach könnt' ich dir doch helfen!""

Der mitleidige Willhelm! Er klagt sein Leid im Hause, und fragt, wie man dem Caro helfen könne?

Laß ihn nur in Ruhe, spricht die Mutter, in einigen Tagen wird sein Pfotchen wieder heilen. Caro muß nur stille liegen.

O Mutter! sagt Willhelm; da muß er auch weich liegen. — Gieb mir doch ein Bettchen für den armen Caro.

Die Mutter besinnt sich. — "Ich habe grade kein solches Bettchen übrig, sagt sie; ich weiß nicht wie ich es machen soll?"

Kannst du es nicht machen, Mutter? spricht Willhelm, so laß mich mein Kopfkissen nehmen; ich wills ihm an den Ofen hin legen. Da liegt er ruhig.

Aber Kind, erwiedert die Mutter; dann wirst du nicht gut im Bette liegen; — ich kann dir kein anderes Kissen geben.

Aber Willhelm antwortet: Es schadet nichts, Mutter, wenn ich auch nicht so gut liege. Caro liegt dann doch weich.

Die Mutter erlaubt ihm sein Kopfkissen zu holen. Sieh, da hat ers gebracht. Da steht er mit dem Kissen; er streichelt Caro sanft den Kopf. „Komm nur, lieber Caro, sagt er; du sollst dich auf dieß Bettchen legen, da liegst du weich, und dein Pfotchen wird bald wieder heil werden!"

Willhelm legte dem Hundchen das Kissen neben den Ofen hin, und Caro hinkte bis zu dem Kissen, und legte sich drauf. Niemand durfte ihn hier stören; denn Willhelm hätte es nicht gelitten. Er wartete den kranken Hund, und brachte ihm, was er brauchte.

Und Caro leckte an seinem zerschmissenen Bein.

Mutter, fragte jetzt unser Willhelm (nicht der auf dem Bilde); lernte denn der arme Caro wieder gehen?

Ja, mein lieber Sohn; er lernte es bald wieder. In ein Paar Tagen fing er wieder an, auf sein Bein zu treten. Anfangs trat er nur ein wenig, ein ganz klein wenig auf; und dann zog er das Bein wieder zurück, und schrie auch wohl dazu. Aber alle Tage trat er etwas besser auf; und bald war das Pfotchen wieder heil, und er konnte es seinem Willhelm hinreichen, wenn der es forderte, und ließ es sich befühlen, wie man wollte, ohne zu schreien.

Mutter, das freut mich, rief unser Willhelm, das freut mich, daß der arme Caro wieder laufen kann. — Und dem Willhelm dort auf dem Bilde bin ich auch recht gut.

Ja; sagte die Mutter, Willhelm hab' ich auch lieb; es muß ein gutes Kind seyn. Ich wollt' ihn so lieb haben, wie dich.

Ja, Mutter, fuhr der erste Willhelm fort; ich hätte dem armen Caro auch ein Bettchen geholt, und hätt' es ihm

hingelegt. — Aber den garstigen Jungen, der den Hund schmiß, hätt' ich nie lieb gehabt. — Sag mir, Mutter, haben ihn denn seine Aeltern nicht gestraft?

Anfangs, erwiederte die Mutter, wußten es die Aeltern nicht. Aber nach ein Paar Tagen erfuhren sie es.

Da sagten sie ihm, was für ein garstiges böses Kind er sey. Sie fragten ihn, warum er den armen Hund geschmissen habe? und der Knabe stand da, und konnte kein Wort antworten.

„„Siehe, du bist ein böser, häßlicher Junge, sagte ihm da sein Vater. Du hast einem Thier Schmerzen gemacht, aus bloßer Lust; einem armen Thier, das dir nichts gethan hat. Du sollst fühlen lernen was Schmerzen sind.““ Da holte der Vater eine Peitsche, und gab dem Jungen einige tüchtige Hiebe damit.

„„Ach! es thut so weh! so weh!““ rief der Junge.

„„Lange so weh nicht, als dem armen Thiere sein Bein

gethan hat, sagte der Vater. Ich sollte dich viel ärger strafen, aber ich hoffe, du wirst es nie wieder thun.""

""Nein, niemals, Vater, niemals!"" schrie der Knabe.

Mutter, sagte jetzt Willhelm, wenn ers nicht wieder thut, da ists recht gut. Aber; ich kann doch den bösen Jungen nicht bedauern, wiewohl es ihm weh that.

Das macht, antwortete die Mutter, weil es ein so böser Junge war.

IV.
Die Maiblumen.

„Mutter, sagt Willhelm nach einigen Tagen, ich habe auch ein Bild, und weiß auch, was drauf steht, und kann dirs auch erzählen, wenn du es gern hören willst!“

„Ja wohl möcht' ichs gern hören; antwortet die Mutter, erzähl' mir's denn nur.“

....

„Siehst du, Mutter, das hier ist ein kleiner Junge, der heißt Heinrich, und der hat Maiblumen, die riechen recht schön.“

„Aber was ist denn das hier für eine Frau?“ fragt die Mutter.

„Das ist eben seine Mutter, sagt Willhelm. Es ist eine arme Frau, siehst du wohl, die keinen so hübschen Rock anhat, und hat nur eine schlechte Mütze auf!“

„Aber, was will denn Heinrich mit den Maiblumen?“ fragt die Mutter Willhelm.

„Die will er der Mutter schenken, verstehst du; antwortet der Kleine. Es ist ein gutes Kind, das seine Mutter recht lieb hat, und will der Mutter eine Freude machen, und da hat er ihr heimlich die Maiblümchen gezogen, in den Blumentöpfen, worin sie stehn! — Die Mutter wird sich recht freuen über die schönen Blumen!"

„Ei ja wohl, wird sie sich recht freuen, über so schöne Blumen; und noch mehr darüber, daß Heinrich ein so lieber Junge ist, der ihr eine Freude machen will. Aber, warum hat er denn die Blumen nicht lieber auf der Wiese, oder im Garten gepflückt?"

„Nein, Mutter! spricht Willhelm, das ging ja nicht; es ist ja Winter gewesen, wie alleweile, wo draußen keine Blumen wachsen. Die Blumen sind in der Stube gewachsen."

„Ach ja so! in der Stube! sagt die Mutter; daran dacht ich nicht gleich. Aber woher hat er denn die Maiblumen bekommen, und die Blumentöpfe? — Er hat sich wohl Geld gespart, und hat sie gekauft?"

„Nein, Mutter! wo denkst du hin? Der arme Junge hat ja kein Geld, es ist ja ein armes, armes Kind! Aber da wohnt nicht weit von ihm ein Gärtner, der hat Heinrich lieb, weil er so gut ist. Der schenkt ihm zuweilen etwas.

Siehst du, der hat ihm auch die Maiblumen geschenkt, und sie ihm in die Blumentöpfe gesetzt, und hat ihm die Blumentöpfe geborgt, und hats ihm gesagt, wie ers machen muß, wenn er schöne Maiblumen ziehen will. Da hat Heinrich die Blumen heimlich auf den Ofen gesetzt, hat Moos drüber gelegt, und hat sie fleißig mit Wasser begossen, und da sind erst ganz kleine Spitzchen aus der Erde im Topfe herausgekommen, und dann sind zuletzt so schöne Blumen daraus geworden, wie hier im Bilde."

„Ei, sieh einmal! spricht die Mutter, das ist sehr hübsch! — Aber mein liebes Kind, wenn nun Heinrich die Töpfe auf den Ofen gestellt hat, da hat ja seine Mutter die Töpfe gesehen?"

„Nein; beileibe nicht, Mutter; antwortet Willhelm; sehn darf sie die Töpfe nicht; sonst wüßte sie es ja. — Die Mutter hat gar nicht hingekukt. Und nun giebt ihr Heinrich die schönen Blumen, da wundert sie sich recht!

....

„Nicht wahr, Mutter, fragt Willhelm, meine Geschichte war recht hübsch?"

„Sehr hübsch war sie, antwortet die Mutter, und hat mir

mir recht gefallen. Aber woher weißt du denn die Geschichte von dem lieben Heinrich?"

„Mutter, antwortet Willhelm; Karline hat sie mir erzählt, und hat mir auch das Bild dazu geschenkt; das heb ich mir auf. — Karline hat mir alles gesagt, wie ichs dir wiedererzählen soll, und wie ichs machen muß."

„Wie du es machen mußt? fragt die Mutter. — Was mußt du denn machen?"

„Ja, Mutter, erwiedert Willhelm schelmisch lächelnd, das darf ich dir eben nicht sagen. — Aber du mußt mich nun fragen."

„Fragen? — Ja, was soll ich dich denn fragen? Ich weiß es ja nicht!"

„Ei, ja, du sollsts auch nicht wissen. Du mußt mich nun fragen, ob du auch so schöne Maiblumen haben willst?"

„Kind! das versteh ich nicht, sagt die Mutter. Ich soll dich fragen, ob ich Maiblumen haben will?" — —

„Ja, ja; so war es, glaub ich; ich weiß es aber selbst nicht mehr — — — Nein, Mutter — so wars doch nicht. — Nun muß ich dich fragen, ob du solche schöne Maiblumen haben willst?"

„Haben will? sagte die Mutter; — ja, was hilft mir

das? Wo soll ich sie denn hernehmen, wenn ich sie auch gern haben möchte?"

„Oh! oh! rief Willhelm. Ich schenke dir Maiblumen!"

„Du? mir? fragte die Mutter; du hast ja keine."

„Ei, rief der Knabe, und die Augen lachten ihm vor Freuden; ei, das sollst du wohl sehen! das sollst du wohl sehen!"

Und Willhelm lief hinter den Ofenschirm und holte zwei schöne Blumentöpfe mit aufgeblüheten Maienglocken hervor.

„Sieh, sagte er, da hast du nun Maiblumen! schöne Maiblumen; die sind dein! — Nicht wahr Mutter, die sind recht schön? — Und riech einmal, wie sie riechen!"

„Ja, recht schön sind sie, mein guter Junge, spricht die Mutter. Und sie riechen vortrefflich. Aber wo hast du sie denn her?"

Willhelm erzählte ihr nun, wie er zu den Maiblumen gekommen sey.

Die Schwestern; Karline und Lotte, und Fieckchen hatten sich von dem Gärtner Maiblumenstauden aus dem Garten ausheben, und in Töpfe setzen lassen, und hatten sie heimlich auf dem Ofen in ihrer kleinen Stube getrieben. Schon

seit zwei Tagen, waren die Maienglocken voll und schön aufgeblüht; und an diesem Tage war der Mutter Geburtstag; — da hatten die Kinder die Blumentöpfe hinter dem Ofen verborgen, und Karline hatte dem Kleinen die Geschichte vom guten Heinrich gelehrt, die er der Mutter erzählte. Sie hatte ihm gesagt: „wenn du nun der Mutter deine Geschichte erzählst; dann wird sie sprechen: „Ei, so schöne Blumen hätt' ich auch gern!" und dann gehst du hin, und schenkst ihr diese Blumen!"

„Und wenn die Mutter nicht so sagt, setzte Lotte hinzu, dann mußt du fragen: „„Mutter; willst du nicht auch solche Blumen?"" dann wird die Mutter sagen: „Ja wohl! ich möchte sie gern!" Und dann holst du ihr die Blumen und beschenkst sie.

Die Schwestern hatten sich viel Mühe mit dem Kleinen gegeben, aber so ganz recht hatte er es nicht verstanden.

Aber die Mutter verstand die Liebe der Kinder, der Töchter und des Knaben recht gut, und drückte sie herzlich an ihre Brust.

V.

Der gute Heinrich.

Aber Mutter, spricht Willhelm, du hast mir einmal lange nichts erzählt. Von einem guten Kinde möcht' ich gern einmal hören.

Nun, antwortet die Mutter, so will ich dir einmal vom guten Heinrich erzählen.

Ist das der gute Heinrich, der auf meinem Bilde steht? fragt Willhelm.

Ich weiß das nicht gewiß, obs derselbe ist, antwortet die Mutter. Aber das weiß ich gewiß, daß es ein eben so guter Junge ist, wie der auf dem Bilde; und ich glaube beinahe es ist derselbe. — Hör nur einmal.

Heinrich hat eine kleine Schwester, die Luise heißt, und noch nicht laufen kann; die muß er warten, und tragen,

wenn die Mutter nicht zu Hause ist; und muß Achtung auf sie geben, daß sie keinen Schaden nimmt.

Ist denn der Heinrich schon so groß, Mutter, daß er die kleine Schwester tragen kann? fragt Willhelm. Ich dacht', es wär' noch ein kleiner Junge.

Groß, antwortet die Mutter, ist Heinrich gar nicht. Er ist nicht viel größer als du; aber er ist das gewohnt. Heinrich wartet und trägt das Schwesterchen recht gern. Es wird ihm wohl sauer, dem kleinen Jungen, aber er thut es doch recht gern. Die Mutter muß oft einen ganzen Tag aus dem Hause seyn; da läuft aber Heinrich nicht von der kleinen Schwester fort, um mit andern Knaben zu spielen.

Aber, liebe Mutter, wenn nun die Schwester schläft; da kann er doch ein bischen hinausgehen, und mit den andern Kindern spielen.

Nein, lieber Willhelm, da geht er nicht hinaus. Die andern Kinder kommen zuweilen und sprechen: „Geh mit, Heinrich; die Schwester schläft ja." — „Nein, sagt aber Heinrich; ich kann nicht mitgehen. Die Mutter ist ja nicht da; und wenn meine liebe Luise aufwacht, und mich nicht sieht, so wird sie sehr schreien."

Oh! oh! warum geht auch seine Mutter den ganzen

Tag lang fort! ruft Willhelm; da kann ja der arme Heinrich nicht spielen. Warum bleibt seine Mutter nicht da?

Kind, seine Mutter ist auch eine arme, arme Frau, wie die auf dem Bilde. Die muß ausgehen und arbeiten bei andern Leuten; sonst könnte sie ihren Kindern nichts zu essen schaffen. — Aber Heinrich braucht darum nicht immer in der Stube zu sitzen. Wenn die Schwester aufgewacht ist, und es ist draußen hübsch, so trägt er sie hinaus vor die Thür, und setzt sich dort mit ihr hin; oder er setzt die Schwester auf die Erde nieder, wenn alles trocken und rein ist, und sucht ihr bunte Steine und Hölzchen — — —

Und giebt ihr Spielsachen, Mutter, fiel Willhelm ein, Puppen, Tellerchen, Männerchen.

Nein, fuhr die Mutter fort, Spielsachen kann die arme Frau dem Kinde ja nicht kaufen. Er sucht ihr ein Paar Steinchen, ein Blümchen, oder einen Grashalm, womit sie ein bischen spielen kann.

Sieh, Mutter, und dann kann Heinrich auch ein bischen spielen.

Ja, Kind, das thut er auch; aber er sieht immer nach seinem Kinde hin; er läuft gleich aus dem Spiele heraus, wenn es unruhig wird, und schreien will. Dann redet er

dem Kinde mit freundlichen Worten zu; dann nimmt er es auf, und trägts, oder setzt sich hin, und spielt mit ihm. — Siehst du, so macht es Heinrich.

Mutter, das ist ein guter Heinrich! — Aber erzähle mir noch mehr.

VI.

Heinrich denkt, er hat sein Kind verloren.

Einmal ist Heinrichs Mutter einen ganzen Tag nicht zu Hause. Sie hat weit weg gehen müssen. Heinrich wartete seine Luise, und wie es Mittag wurde; da fütterte er die Kleine. Wenn die Mutter auf einen ganzen Tag wegging, so ließ sie allezeit etwas zu essen da für die Kinder. — Konnte sie; so kam sie des Mittags, und kochte den Kindern ein Süppchen, und gab ihnen Brod dazu, oder ein Paar Kartoffeln.

„Und was denn noch? liebe Mutter; was denn noch?“

„Noch mehr? meinst du? — Ach, mein lieber Junge, mehr hatte ja die arme Frau nicht. Sie war schon recht froh, wenn sie nur genug Brod hatte, daß die Kinder nicht hun-

hungern mußten — und ein Paarmal hatten die Kinder wirklich hungern müssen!"

„O Mutter, hat denn den armen Kindern keiner etwas gegeben? Konnten sie denn nicht zu uns kommen? — Ich hätte ihnen mein Mittagsessen gegeben."

„Ja, ich glaub' es, mein lieber Willhelm, du hättest es ihnen gegeben. Aber hör nur weiter."

Des Tags, wie die Mutter so weit weggegangen war; da hatten die Kinder des Mittags satt zu essen; und Heinrich hatte keine Sorge. Zu Abend, dachte er, kommt die Mutter wieder; sie hat es gesagt; und die Mutter bringt das Abendbrod mit.

Aber der Abend kam, und die Mutter war noch nicht da. Heinrich trug die Kleine vor die Hausthür, und sahe immer auf den Weg hin, den die Mutter her kommen sollte. Aber die Mutter blieb aus.

„Ach! die armen Kinder! rief Willhelm. Die Mutter wird doch nicht ausbleiben! — O sie muß wiederkommen!"

Ja, sie muß wiederkommen, mein Sohn. Aber ehe sie wiederkommt, hat der arme Heinrich eine große, große Angst. Es wird immer dunkler, und immer dunkler; und die Mutter kommt noch nicht. Es wird so finster, daß er

nichts mehr sehen kann; und es wird alles still auf den Straßen; und der arme Heinrich sitzt immer noch mit der kleinen Schwester vor der Thür, und wartet mit Angst. Und wenn er einen Fußtritt hört: da denkt er: „das ist die Mutter!“ — und immer ists jemand anders.

„O Mutter! Mutter! rief Willhelm. Wenn sie doch käme! Mir wird recht angst!“

Ach, liebes Kind, sie kommt noch nicht. — Der arme Heinrich weiß nicht mehr, was er anfangen soll. Alle Hausthüren sind schon verriegelt; alle Fensterladen sind zu. — „Ach, lieber Gott! seufzt Heinrich; ach, wenn die Mutter nicht wiederkäme! — ich armes Kind! o, die arme Luise! Sende die Mutter her, lieber Gott! laß sie wiederkommen!“

Und die Kleine fängt bitterlich an zu weinen. Es hungert sie so sehr. Sie hatte schon lange angefangen zu wimmern, aber Heinrich hatte sie immer wieder beruhigt. Aber jetzt weinte die Kleine laut, und Heinrich weinte auch laut. Es hatte ihn sehr gehungert, aber er vergaß seinen Hunger aus Angst, über der Mutter Ausbleiben.

Heinrich schleicht weinend, mit der Kleinen auf dem Arm, in das dunkle Stübchen zurück; er tappt nach seinem

Bette; er legt sich mit Thränen nieder, und nimmt die jammernde Kleine in seinen Arm.

Die armen Kinder! Sie schluchzen und weinen noch eine lange Zeit. Aber endlich hat sich die Kleine müde geschrieen, sie wird ruhig; sie schluchzt nur noch einigemal, und schläft dann ein. Und Heinrich schläft auch ein.

„Ach Gottlob, daß sie nun schlafen!“ sagt Willhelm.

Ja sie schlafen nun; fährt die Mutter fort, und haben keine Angst mehr; aber die Mutter hat desto größere Angst. In der finstern Nacht ist sie noch unterwegs, und denkt nur an ihre Kinder, die nichts zu essen gehabt haben, und es jammert sie, und sie geht immer stärker und stärker, um bald nach Hause zu kommen.

Mitten in der Nacht kommt sie in ihre Wohnung zurück. Sie denkt die Kinder weinend zu treffen, und trifft sie im festen süßen Schlaf. — Da freut sich die Mutter.

Die Mutter ist recht müde, aber sie legt sich doch nicht nieder. Nein, denkt sie, die Kinder müssen erst essen! Gewiß, es muß sie sehr gehungert haben. — Und sie macht

Feuer an, und kocht den Kindern Mus von Mehl. Die Kinder schliefen aber fest, und merkten es gar nicht, daß die Mutter wieder heimgekommen ist.

Der Brei ist fertig. Ganz leise nimmt die Mutter das kleine Mädchen aus Heinrichs Armen und weckt es liebkosend auf. Das Kind macht große Augen; es sieht die Mutter an, und streckt die kleinen Hände aus die Mutter zu streicheln, und schmiegt sich freundlich an sie an. Und wie freute es sich, als es den Teller mit Essen sah. Mit Hast und Begier nahm es einen Löffel voll nach dem andern, und wollte kaum satt werden.

Die Kleine war satt, und blieb auf dem Arm der Mutter, die sie liebkosete. Die Mutter weckte nun auch den Knaben. „Heinrich! ruft sie, und fährt ihm sanft mit den Händen über das Gesicht; wach auf, lieber Junge! wach auf! die Mutter ist da!"

Heinrich wacht auf, aber nur erst so halb und halb. Heinrich sahe noch nichts; er dachte nur an die Schwester. Er greift nach ihr; er hat sie in seinen Armen gehabt, und er findet sie nicht. — „Wo ist mein Kind? — Wo ist mein Kind?" ruft er erschrocken. „Hier! mein guter Sohn, sagt seine Mutter; hier ist es; und die Mutter auch!"

№ 3.

Da wacht der Knabe völlig auf. Er sieht die Mutter, und die Schwester auf ihrem Arm. Er springt mit einem lauten Schrei aus dem Bette; er fällt der Mutter um den Hals.

„Ach Gottlob! daß du da bist, und daß die Schwester da ist. Ich war recht erschrocken!“

Vor Freude dachte er nicht an Essen. Er war so glücklich, daß die Mutter wieder da war; und daß die Schwester nicht fort war. Erst mußte er ja die Mutter recht lange liebkosen, und nachmals erst aß er etwas.

„O Mutter! rief Willhelm; das Essen hätt' ich dir auch vergessen! O wie freue ich mich, daß die Mutter wieder da ist!“

VII.

Heinrich lernt stricken.

Mutter, sagt Willhelm, wenn du noch mehr vom guten Heinrich weißt, so erzähl' mir es doch! — Und die Mutter erzählt ihm.

Es war eine recht schwere theure Zeit, und die armen Leute wußten oft nicht, wo sie Brod hernehmen sollten. Es war alles so theuer, wie jetzt.

Ach ja, Mutter! wo die armen Leute zu dir kommen, und bitten dich, und thun so kläglich. Und du giebst ihnen dann; Brod, Kartoffeln oder Geld.

Ja; so eine schwere Zeit war es, und Heinrichs arme Mutter konnte nicht immer so viel verdienen, daß ihre Kinder ganz satt werden konnten.

Da saß die arme Frau einmal an ihrem Strickstrumpfe; — denn sie strickte für andere Leute, wenn sie nichts anders thun konnte. — Da saß sie und dachte, daß sie kaum so viel verdiente, um nur das trockne Brod zu kaufen. Schon seit vielen Tagen hatte sie nichts gehabt, als eitles Brod; und

hatte es nicht einmal satt gehabt. Die Kinder hatten zwar wohl noch nicht gehungert; aber die arme Mutter hatte manchen Abend gehungert, damit sie den Kindern Brod geben konnte.

Da saß sie, und dachte: „Ach Gott! wie solls nur werden, wenn ich den armen Kindern kein Brod mehr geben kann! — Wenn sie mich so hungrig werden ansehn, und ich habe dann nichts.“ — Und da wurde der Mutter das Herz so schwer, und sie weinte, und eine Thräne nach der andern fiel aus dem Auge.

Heinrich sahe die Mutter weinen, und es kamen ihm auch die Thränen in die Augen. „O Mutter! was weinst du?“ fragte er wehmüthig.

„Kind! das verstehst du noch nicht; antwortete die Mutter und ihre Thränen brachen viel stärker hervor; du verstehst es noch nicht. — Es ist alles so theuer, und ich kann allein nicht so viel verdienen, als wir brauchen.“

Da stand der gute Heinrich, und wußte nicht, wie er die Mutter trösten sollte; Heinrich weinte mit.

„Ach, liebe, liebe Mutter, sagte Heinrich nach einer Weile, könnt ich dir denn nichts helfen verdienen?“

„O du guter Sohn!“ sagte die Mutter recht traurig; und drückte ihn ans Herz. — „Aber du kannst mir nichts helfen,

als Luisen warten und tragen; und das thust du ja.“ — — — Ja! wenn du ein Mädchen wärst, dann könntest du schon ein Strümpfchen stricken, und ein Paar Groschen verdienen.“

„Stricken? sagte Heinrich, und sahe die Mutter an; Stricken? — O Mutter, ich kann es ja lernen. — Ich will es recht gern lernen, liebe Mutter; und ich will recht fleißig seyn. — Zeig es mir nur!“

Fester drückte die Mutter den Knaben an sich, und da er seine Bitte wiederholte, so versprach sie ihm stricken zu lehren.

In wenigen Tagen hatte es Heinrich gelernt; denn er gab genau Achtung. In acht Tagen strickte er fertig, und in einigen Wochen hatte er schon mehr als ein Paar Strümpfe gestrickt, und mit jedem Paare zwei Groschen verdient.

Heinrich strickte recht fleißig, und die Mutter brauchte es ihm nicht erst zu heißen; aber sie mußte ihm oft sagen: „Nun höre auf, mein Kind; nun ists wirklich genug!“ denn Heinrich strickte immer und immer, um der Mutter verdienen zu helfen; und spielte fast gar nicht mehr, und ging auch später zu Bette.

Und wenn die Mutter ihn abhalten wollte, dann sagte Heinrich:

„Ach Mutter! es wird dir ja so schwer! Ich muß dir ja helfen! du hast ja sonst niemand!“

„O du lieber Junge! dachte die Mutter dann; Gott laß es dir wohl gehn!“

„Mutter! sagte jetzt Willhelm, ich will dir auch helfen, wenn ich kann. Sage mir, kann ich dir helfen?“

Nein, antwortete die Mutter; ich brauche, Gottlob, deiner Hülfe nicht. Aber, wenn du mir so viel Freude machen willst, wie Heinrich seiner Mutter, so lerne nur fleißig, alles was gut ist! das ist mir eben so lieb.

„Ja, Mutter, ich wills recht gern lernen; sagte Willhelm. Und wenns noth ist, so sag es nur, da lern ich auch stricken. — Aber Mutter!“ — — —

Nun, mein lieber Willhelm? was willst du mir denn noch sagen?

„Ach Mutter, sprach Willhelm; siehst du; wenns Stricken nicht so nöthig ist; da möcht ichs nicht gern lernen!“

Aber Sohn, fragte die Mutter; wenn ich nun arm würde? wenn ich für Euch nun auch mit Stricken das Brod verdienen müßte?

„Mutter, sprach Willhelm; da lern ich es. Gewiß da helf ich dir; und da will ich so fleißig seyn, wie Heinrich.“

VIII.
Heinrich sorgt für die Schwester.

„Mutter! spricht Willhelm freundlich; nun weißt du wohl nichts mehr vom guten Heinrich?

Nein! antwortet lächelnd die Mutter; nun werd' ich wohl nichts mehr wissen.

„O! erwiedert Willhelm; du weißt noch etwas! Gewiß, du weißt noch etwas! Erzähl' es mir nur! ich bitte dich schön."

Ei ja; wenn du mich so schön bittest, sagt die Mutter; da muß ich ja freilich noch etwas wissen.

Und die Mutter erzählt wieder.

Einmal ist Heinrichs Mutter auch ausgegangen, und arbeitet bei andern Leuten; und Heinrich wartet Luisen wie immer. Die Mutter hat wollen zu Mittag wieder nach Hause kommen; aber sie kommt nicht.

„O, da wird der arme Junge wieder rechte Angst gehabt haben!" sagte Willhelm.

Nein, antwortete die Mutter; angst war ihm eben nicht; denn er wußte wohl, daß seine Mutter nicht weit war; aber

großen Hunger hatte er, und sein Kind hatte noch mehr Hunger, und suchte unruhig den Eßteller, und wollte schreien; denn die Mutter blieb gar zu lange aus. Endlich schrie die Kleine überlaut und der Bruder konnte sie nicht mehr zum Schweigen bringen. Er sagte immer: „die Mutter kommt, die Mutter kommt bald;" aber die Kleine verstands ja nicht.

O Mutter, fragt Willhelm; was soll der arme Heinrich nun machen?"

Heinrich dachte, die Mutter könnte wohl lange ausbleiben, wie damals des Abends; und das Kind kann so lange nicht hungern. Ich will zusehen, wie ich ihm etwas schaffe.

Mit vieler Mühe bringt Heinrich die Kleine noch einmal zum Schweigen. Dann springt er ans Fenster zu den kleinen Nachbarn gegenüber, welche zuweilen mit ihm spielten. Er will sehen, ob die Kleinen essen; ob sie ihm für sein hungriges Kind etwas abgeben wollen?

Heinrich kukt durchs Fenster, das nur angelehnt war, und sieht in die Stube hinein. — Sieh, wie glücklich! die Kleinen sitzen alle am Tisch und essen, und Willhelm, der Kleinste unter ihnen, sitzt an einem kleinen Tischchen allein.

Heinrich stößt das Fenster vollends auf. Er steckt den freundlichen Blondkopf zum Fenster hinein, und sieht Nach-

bars Kinder an. Aber er getraut sich kein Wort zu sagen — er schämt sich um Essen zu bitten.

„Bist du da?" ruft der kleine Willhelm Heinrich entgegen. „Willst du mit essen, Weißköpfchen? — Komm herein! du sollst mit mir essen!"

„Nein, ich mag nicht! ich kann wohl hungern," antwortet Heinrich; „aber das Schwesterchen hat nichts, und schreit. Die Mutter ist noch nicht heimkommen. O, wenn Ihr etwas übrig hättet."

„Ja, komm nur herein, ja doch!" rufen die Kinder; wir haben genug!

„Komm nur, sagt Willhelm; ich geb dir mein Schüsselchen; und da kannst du die Schwester füttern.

Heinrich bekommt eine ganze kleine Schüssel voll Essen. — „O, spricht er, das ist ja zu viel, zu viel!"

„Nein, nimm's nur, spricht Willhelm; es ist dir gar nicht zu viel — Und du bist ja wohl auch hungrig!"

„O ja! antwortet Heinrich; aber ich kann schon warten, wenn nur die Schwester hat."

Heinrich eilte mit seiner Schüssel fort zur Schwester. Willhelm rief ihm nach, daß er ihm sein ganzes Mittagsbrod geben wolle; aber Heinrich hört es nicht mehr.

No. 4.

Rosmaesler f.

„Mutter, fragt unser Willhelm; wo waren denn aber die Aeltern von den Kindern, bei denen Heinrich Essen bekam?“

Die Aeltern waren verreist, antwortete die Mutter; und das älteste Kind, Karline, besorgte Alles, wenn die Mutter nicht da war.

„O! das ist so ein Kind, wie meine Schwester Karline, sagte Willhelm. Nicht wahr, Mutter? — Wenn du einmal nicht da bist, macht die auch Alles.“

„Ja, sagt die Mutter, ich glaube; es war so ein verständiges Mädchen, wie unsre Karline.

„Aber wer war denn der kleine Willhelm, Mutter? der Heinrich sein Essen geben wollte? — Mutter, bin ich das wohl?“

Würdest du dem guten Heinrich wohl dein Essen gegeben haben? fragte die Mutter.

„Ja, Mutter, gewiß! ich hätt's ihm gegeben; antwortete Willhelm. Der arme Heinrich war ja so hungrig und sein Kind auch! — Ich hätt's ihm gern gegeben!“

Nun sieh! schloß die Mutter; so bist du auch der Willhelm unter jenen Kindern. — Und wenn einmal so ein armer Heinrich kommt, der für seine Schwester nichts zu essen hat — — —

„O Mutter — und für sich auch nichts! für sich auch nichts,“ fiel Willhelm ein — „Ja, Mutter, dem geb ich mein Essen!“

IX.

Heinrich verwendet seinen Sechser.

Willhelm wurde nicht müde, vom guten Heinrich zu hören, und will wenigstens noch eine Geschichte von ihm wissen; „eine einzige nur noch," bittet er. — Was will die Mutter machen? — Sie erzählt ihm noch eine.

Nicht weit von Heinrichs Wohnung saß vor seiner Hausthür ein Knabe, der eben so alt war, als Heinrich und eben so arm, und Elias hieß. Der kleine Elias sitzt so in tiefen Gedanken, und so still da, und sieht immer auf einen Kopf von einer Tabackspfeife, welchen er in der einen Hand hielt, und auf den Pfeifenstiel, den er in der andern Hand hielt. Elias war sonst ein muntrer Junge, aber jetzt sieht er und hört er nicht was auf der Straße vorgeht.

Da geht Heinrich zu dem kleinen Nachbar hin. „Fehlt dir denn etwas, lieber Elias, fragt er; bist du denn krank? — Du sitzest ja so still da!"

„Ach Heinrich! antwortet das Kind, und fängt an zu weinen! — Ach, die Tabackspfeife — — hab ich — zerbro-

chen! — „O, das ist schlimm! spricht Heinrich; sie gehört wohl deinem Vater; — und sie ist wohl ganz neu?"

„Ja! — ja! jammert Elias. Sie ist ganz neu, und der Vater hat sie sich erst gekauft, und wollte heut Abend draus rauchen, wenn er von der Arbeit käme. — O und nun ist sie entzwei. Ich hab sie zerbrochen! Ich habe damit gespielt! — Was soll ich nun machen!"

„Sey nur nicht bange, lieber Elias, sagt Heinrich; der Vater soll dich nicht schlagen, wenn er nach Hause kommt; ich kann dir wohl helfen."

„Schlagen? spricht Elias; schlagen wird mich der Vater nicht; er ist mir viel zu gut. — Aber der Vater wird keinen Taback rauchen können; er hat nicht gleich einen Sechser übrig, eine Pfeife zu kaufen!"

„Ich hab einen übrig, sagt Heinrich vergnügt, ich hab ihn übrig. Komm, wir kaufen eine Pfeife."

„Du hast einen Sechser? du willst mir ihn geben?" fragt Elias.

„Ja doch; ja, gern will ich dir ihn geben, sagt Heinrich; komm doch nur!"

Und die beiden Kinder gehen hin, und kaufen eine Pfeife. Und Heinrich ist vergnügt — und Elias ist es wohl

auch, und küßt den lieben kleinen Nachbar tausendmal; aber so recht vergnügt war Elias doch nicht.

„Aber warum war ers nun nicht?“ fragte Willhelm die Mutter; „er hat ja doch nun eine Tabackspfeife wieder!“

Aber, lieber Sohn, antwortet die Mutter; die Tabackspfeife kostet dem armen Heinrich den einzigen Sechser, den er hat. Sieh, das wußte Elias, und das dauerte ihn so; darum konnte er nicht so vergnügt seyn.

„Aber, Mutter, fragt Willhelm weiter, hatte denn Heinrich gar keinen Sechser mehr? keinen einzigen mehr; daß er sich etwas kaufen kann?“

Nein, mein Kind, nicht den einzigen mehr; spricht die Mutter. Du weißt ja, Heinrich war ein armes, recht armes Kind.

O, der gute Heinrich! ruft Willhelm; ich hab ihn immer lieber.

....

„Aber, Mutter, fährt Willhelm nach einer Weile fort zu fragen; wo hat denn Heinrich den einen Sechser her? wenn er so sehr arm ist. Hat seine Mutter ihm den Sechser geschenkt.“

Nein, Kind; er hat ihn von einem Nachbar bekommen, dem er einmal einen kleinen Weg hat gehen müssen. Da hat Heinrich seinen Sechser der Mutter gebracht, und

wollt

wollt ihn ihr geben. „Sieh, Mutter, sagte er, den Sechser hab ich mir verdient; ich bin dem Herrn Nachbar einen Weg gegangen. Da nimm ihn.“

Aber seine Mutter nahm den Sechser nicht. Nein, sagte sie, du lieber Junge, den sollst du behalten; kaufe dir einmal einen Apfel dafür.

Aepfel hätte Heinrich nun gern gehabt. Er hatte so lang keinen gegessen. „Aber nein, dachte er, nein! wenn die Mutter wieder einmal so weint, und kein Geld hat, dann geb ich ihr meinen Sechser. Oder wenn die Schwester einmal nichts zu essen hat, wenn die Mutter wieder ausbleibt, da kann ich ihr etwas kaufen.“ Und wenn denn nun der liebe Junge bei einer Bude vorbeiging, wo Aepfel verkauft wurden, da sah er die Aepfel an, und hätte sie gerne gehabt; aber er behielt doch seinen Sechser. Er dachte an die weinende Mutter, und an die schreiende hungrige Schwester.

„Liebe Mutter! rief Willhelm; sag mirs doch, wenn Heinrich einmal kommt; ich will ihm Aepfel kaufen! Ich will ihm recht viel kaufen. Ich habe ja Geld!“

Die Mutter lächelte und antwortete nicht.

X.
Willhelms Gesinnung gegen Heinrich.

Bald nach dieser Erzählung war Willhelm recht geschäftig im Hause. Er suchte alle seine Spielsachen zusammen, die da und dort versteckt und verlegt waren; er suchte recht emsig, und trug sie auf einen Tisch. Er holte sein Geldbeutelchen, und nahm einen Theil des Geldes heraus, und wickelte es in ein Papierchen. Dann steckte er das Geld in einen andern Beutel, den ihm die Schwester Karline erst schenken mußte. Dann wählte er unter den Spielsachen viele aus, die noch wenig beschädigt waren, und legte sie auf eine Stelle allein, die übrigen wurden bei Seite gethan.

Er hatte lange mit seinen Sachen zu thun, und die Mutter sahe ihm bei dem Hin- und Hertragen, und bei aller seiner Emsigkeit zu; aber die Mutter fragte ihn nicht. „Ich werde ja sehen, dachte sie, was wird heraus kommen."

Willhelm war fertig. „Mutter, fragte er plötzlich;

wenn der gute Heinrich die Spielsachen da hätte, nicht wahr? da würd' er sich freuen."

„Gewiß, mein Sohn;" antwortete die Mutter.

„Und da könnt er auch mit seinem Kinde spielen, fuhr Willhelm fort; und das Kind würde dann nicht so leicht schreien. — Sieh, und wenn ich ihm die großen und kleinen Groschen gäbe, die ich da ins Beütelchen gesteckt habe, da könnt er sich und seinem Kinde Aepfel kaufen, viel Aepfel! Nicht wahr, Mutter?"

„Ja wohl! da könnt er sich viel Aepfel kaufen!"

Auf eine Weile schwieg Willhelm stille. Er sah sich die Spielsachen noch einmal, und wieder noch einmal an; aber das Geld sahe er nicht wieder an.

„Mutter, wo wohnt Heinrich?" fragte er auf einmal hastig.

„Wo Heinrich wohnt?"

„Ja, liebe Mutter, wo er wohnt; — sage mirs. Ich muß zu ihm hin! Ich trag ihm das hin!"

„Mein lieber Junge, antwortete die Mutter; der gute Heinrich wohnt nicht bei uns. Er ist weit, weit von hier!"

Da stand Willhelm beinahe erschrocken. Da sah er

niedergeschlagen die Mutter an, und fast wollten ein Paar Thränen aus den Augen brechen.

„O liebe Mutter, sagte er wehmüthig; da ist meine ganze Freude verdorben. Die Spielsachen und das Geld wollt ich ihm schencken — und nun ist er nicht da!“

„Das thut mir leid, antwortete die Mutter; aber sieh doch, mein Sohn, da sind ja arme Kinder genug, welchen du dein Geld und deine Spielsachen schenken könntest!“

„Ja, Mutter — aber, die sind so gut nicht, wie Heinrich!“

Ei, das weißt du ja nicht; erwiederte die Mutter. Sieh doch das kleine Mädchen da drüben; die arme Röse, die ihr Brüderchen den ganzen Tag wartet, wenn die Mutter nicht zu Hause ist, und die so fleißig spinnt und strickt; sieh doch den kleinen Christoph, der stets bei seiner kleinen Schwester bleibt; sieh das sind ja auch gute Kinder und haben oft nur das trockene Brod zu essen.

„Nun, Mutter, sagte Willhelm, nachdem er sich erst ein bischen besonnen hatte; wenn die Kinder gut sind, und so arm, so will ich ihnen meine Spielsachen geben, und mein Geld auch. Aber dem lieben Heinrich hätt' ich's doch lieber gegeben!“

„Nun! nun! antwortete die Mutter; das glaube ich wohl. Aber was du Heinrich allein gegeben hättest, damit kannst du nun vielen Kindern eine Freude machen, wenn du es unter sie austheilst.“

„Ja, Mutter! das will ich, rief Willhelm; ich will den armen Kindern eine Freude machen.“

Wirklich wurden Willhelms Geld und Spielzeug vertheilt, und die Mutter sagte ihm nur, wie ers vertheilen müsse.

Aber, sprach die Mutter, da Willhelm vertheilt hatte; wenn nun Heinrich käme?

„Mutter, sagte Willhelm; ich gäb ihm das andere Geld und die Spielsachen, die ich noch habe. O wenn er nur käme! Ich gäb es ihm gern! — Aber, die andern Spielsachen taugen nicht viel mehr!“

XI.
Die Räthsel.

„Nun, Vater, gieb uns einmal Räthsel auf, Vater," sagen Emmy, Ludwig und Julie.

„Aber leichte, Vater, recht leichte, setzt Gustav hinzu; denn, verstehst du, die schweren können wir nicht errathen!"

„Wohl, wohl! antwortet der Vater; ich verstehe schon, also recht leichte. Nun denn."

1.

Vat. Ich weiß jemand, der immer einen Pelz trägt.

Emmy. O Vater, den weiß ich auch. Das ist Herr Wahrmann, der trägt immer einen Pelz.

Vat. Nein, der ists nicht. Der, welchen ich meine, trägt auch im wärmsten Sommer seinen Pelz.

Ludw. Das muß ein schnurriger Mann seyn; der muß ja ersticken vor Wärme.

Vat. Er erstickt nicht; sondern sucht, trotz seines Pel-

zes, oft noch die Sonne. — Dann trägt er auch beständig einen Schnurrbart.

Gustav. Das wird ein Kutscher seyn — Oder ein Soldat fiel Emmy ein.

Vat. Nein, ein Kutscher ist es nicht; ein Soldat ists auch nicht, wiewohl er immer im Krieg lebt.

Emmy. Mit wem lebt er denn im Krieg? wenn er doch kein Soldat ist.

Vat. Er hat gewisse Geschöpfe, die er durchaus nicht leiden kann, und die er anfällt, wo er sie findet. — Wiewohl man nun bei den Kriegsfahrten mit der Nettigkeit und Sauberkeit im Anzuge, es nicht so genau nimmt, so putzt er sich doch beständig, und hält sich äußerst reinlich. Alle Augenblicke wischt er sich das Gesicht, macht sich glatt, sorgt, daß kein Schmuz an seinen Füßen ist, daß die Haare glatt und ordentlich liegen. Aber niemals hat er eine Bürste, einen Kamm, einen Spiegel und dergleichen Dinge.

Julie. Ohne Bürste, ohne Kamm? das begreif ich nicht gut, wie er das macht. — Sag es uns, Vater.

Vat. Nein; das mußt du ja eben errathen. Im Klettern ist er überaus geschickt. Auf einem Baum ist er herauf, man weiß kaum wie.

Gustav. Da kann er den Leuten das Obst stehlen, die Kirschen und Pflaumen.

Vat. Obst stiehlt er nun doch nicht, obwohl sich nicht leugnen läßt, daß das Mausen grade seine Hauptsache ist.

Kind. Er maust also doch? Er maust wirklich.

Vat. Freilich — wenn er das nicht thut, so taugt er gar nichts. Er muß mausen.

Kind. Er muß, Vater? er muß?

Vat. Gewiß, und ihr könnt nun leicht errathen, wer es ist.

Kind. Was ist es? — Ein Mensch? — ein Thier? oder sonst etwas.

Vat. Ihr müßt es errathen.

2.

Vat. Ich kenne eine Gabel, mit zwei Zinken — —

Gustav. So eine hab ich, und —

Vat. So eine, wie ich meine, hast du nicht; denn sie wird nicht zum Essen gebraucht.

Gustav. Ja so. Da kenne ich sie nicht.

Vat. Du kennst sie recht gut; aber du hast sie nur nicht. Braucht man sie auch nicht zum Essen, so bedient man sich ihrer doch da, wo etwas verzehrt werden muß.

Ludw. Nicht zum Essen, und doch verzehrt?

Vat. O ja. Warum denn nicht? Es wird Manches in der Welt verzehrt, was nicht gegessen wird. — Man steckt diese Gabel in ein großes Maul — in einen Schlund, in einen Rachen hinein, um ihm vermittelst derselben Speise zuzuführen.

Emmy. Speise führt man dem Schlunde zu mit der Gabel? — und doch wird sie nicht zum Essen gebraucht? das ist sonderbar.

Vat. Es scheint wohl so, ist es aber in der That nicht. Und Ihr könnt leicht errathen, was für eine Gabel es seyn mag, wenn Ihr nur merken wollt, daß der Rachen, in welchen sie hineingeschoben wird, gleich anfängt einen di-

cken Dampf auszuspeien, sobald er seine Speise zu verzehren beginnt.

Julie. Da weiß ich fürwahr nicht, was das für ein Rachen seyn muß?

Vat. Ich meine doch, du weißt es. Dieser Rachen bekommt seine Speise nur in der einen Hälfte des Jahrs; in der andern bekommt er nichts.

Gustav. Ach! da muß er ja recht lange hungern.

Vater. Er hungert nicht — er hat keinen Hunger; er darbt nur.

Ludw. Vater! Haben wir eine solche Gabel?

Vat. Vielleicht wohl mehr als zwei; die Mutter und die Marie werden das am besten wissen.

Ludw. Nicht wahr, im Sommer braucht man sie gar nicht, sondern nur — —

Vat. Still! du hast es. Laß es die andern auch finden.

3.

Vater. Wer kennt ein Pferd, das kein Pferd ist? —

Kind. Ich nicht. Ich auch nicht — Ich auch nicht.

Vat. Ein Pferd, auf welchem niemand reitet. Von einer Farbe, wie man wohl nie ein Pferd getroffen hat, fast ganz Froschfarbe. — Es steckt oft im Heu bis über die Ohren, aber es frißt keinen Halm davon. — Nun wer kennt's jetzt?

Kind. Ich noch nicht! Ich auch noch nicht!

Emmy. Und Froschfarbe? — so eine Farbe kenn ich nicht.

Vater. Nun, so wollen wir weiter hören. — Es hat zwei Füße mehr, als ein Pferd braucht, und gleichwohl, und ob es schon gewaltige Sätze macht, wird es doch beinahe von jedem Kinde eingeholt. Ja selbst die Flügel, die es hat, helfen ihm zu seiner Rettung nichts. — Auch ein grimmiges Thier ist es, was sogar andere seines Gleichen, mir nichts, dir nichts, auffrißt; und doch fürchtet sich kein Kind vor seinem Grimme. Es wird sehr leicht, von jedem Vogel sogar, überwältigt. — Und was gewiß recht sonderbar ist; es singt auch.

Kind. Es singt? Es singt?

Vat. Ja, ja; es singt. Wenigstens kann man es wohl so nennen, und nennt es auch zuweilen wirklich also. Es ist ein wahres Wunderpferd; und um das Wunder voll zu machen, so singt es vorzüglich nur mit den Füßen und mit den Flügeln.

Emmy. Vater, wo wohnt es. Im Stalle?

Vat. Im Stalle nicht; eher noch auf einem Heuboden; am liebsten auf Wiesen und Feldern, in Kraut- und Kohlbeeten, und oft sitzt es auf der Spitze eines Grashalms.

Ludwig. Vater — es sieht grasgrün aus — Ich weiß es.

Emmy und Julie. Ich auch — Ich auch — Es ist — —

Vat. Pst! — Gustav weiß es noch nicht.

4.

Vater. Ich kenne ein kleines Geschöpf, und die Kinder kennen es alle auch. Ein kleines Geschöpf, sage ich, das nur ein kurzes Leben lebt. — Das kleine Geschöpf hat Hörner; mit welchen es aber niemand stößt, sondern die es vielmehr ängstlich einzieht, wenn es nur berührt daran wird. — Es hat ein Schild, unter dem es ganz wohl verwahrt ist, wiewohl das Schild nur von leichtem Horn, und nicht von festem Stahl und Eisen gemacht ist; denn das Schild braucht nicht gegen Schuß und Stich zu halten.

Das kleine Geschöpf trägt Ringe, aber nicht am Finger, weil es keine Finger hat.

Julie. Vater, es hat keine Finger?

Vater. Muß denn jedes Geschöpf Finger haben? — Es hat nur Füße, aber keine Hände, und eben darum auch keine Finger. — Es hat seine Ringe am Bauch.

Julie. Nun; hab ich in meinem Leben doch nie Ringe am Bauche gesehen.

Vater. Ja, ja; es mag auch wohl ganz selten seyn; an den Fingern und in den Ohren sieht man sie freilich weit eher; hier aber sitzen sie einmal am Bauche.

Das kleine Wesen brummt und schnurrt, wenn es ihm

wohl ist, falls es sonst seine Freiheit hat. Dahingegen wir Menschen murren und brummen, wenn wir zürnen, und wenn uns etwas sehr zuwider ist.

Aber es hat eine etwas wunderliche Lebensordnung. Still und ruhig sitzt es den Tag über da; nur mit dem hereinbrechenden Abend, wenn die Nachtigall anfängt zu schlagen, lebt es auf und streicht in den Lüften umher.

Gustav. Wenn die Nachtigall schlägt? — Hört es die Nachtigall gern?

Vat. Ich glaube nicht, daß es eben auf die Nachtigall hört; aber es macht es doch in manchen Stücken, wie die Nachtigall; kommt bald nach dieser, und lebt und wohnt bei uns; und wird nicht mehr gefunden, wenn die Nachtigall ihre Stimme nicht mehr hören läßt.

Emmy. Vater; es hat Flügel? — Es hat sechs Füße; gewiß sechs Füße; schwärmt des Abends umher; frißt Laub; die Kinder fangen es — — Es ist der — — —

Vat. Richtig! richtig! der ist es — eben der. Aber wart nur, ob es die andern auch wissen?

5.

Vat. Es giebt einen Bock, Kinder, der gar keine Hörner hat.

Emmy. O, solcher hab ich mehr als einen gesehen. Die Böcke müssen ja grade nicht Hörner haben.

Vat. Ja, das ist wahr. Aber wenn ichs recht betrachte, so hat er doch Hörner — Er hat vier Hörner.

Emmy. Ja, so einen hab ich nicht gesehen; mit vier Hörnern. — Der muß gut stoßen können!

Vat. Stoßen? — Nein; dieser Bock stößt gar nicht. Auch hat er seine Hörner nicht zum Stoßen, sondern mehr, um damit fest zu halten.

Ludw. Das versteh ich nicht. Hat er denn niemals jemand gestoßen? — Oder ist er etwa so fest angebunden? —

Vat. Alles nicht. Es ist ihm nie eingefallen, jemand zu stoßen; er kann gar nicht stoßen. Angebunden ist er eben so wenig, als höchstens an seinen vier Füßen.

Julie. Nun da ists keine Kunst; da kann er ja freilich nicht von der Stelle.

Vat. Das würde ihn doch allein nicht am Stoßen hindern; aber wenn er auch nicht an den Füßen gebunden ist, so geht er doch nicht von der Stelle; er bleibt in seinem

Stalle stehen, wo er einmal steht, und rührt sich, und regt sich nicht; man müßte ihn denn forttragen.

Emmy. Trägt man ihn denn? — Er muß recht schwer seyn.

Vat. Allerdings muß man ihn tragen, wenn er fortkommen soll. Aber er ist nicht schwer; er läßt sich leicht forttragen.

Gustav. Wo tragen sie ihn denn hin.

Vat. Aus dem Stall, auf den Hof; auch wohl zuweilen auf die Straße, und des Abends trägt man ihn wieder in den Stall zurück.

Gustav. Da bekommt er denn wohl zu fressen?

Vat. Nichts vom Fressen. Mein Bock frißt nichts. Er hat nicht einmal einen Zahn, mit welchem er beißen könnte.

Gustav. Keine Zähne hat er?

Vat. Weder Zähne noch Maul. — Aber er dient einem andern Dinge, welches aus nichts besteht, als aus lauter spitzen scharfen Zähnen, und alles zerreißt und zerbeißt.

Emmy. Nun Vater, da werd ich nicht klug daraus. So einen Bock hab ich niemals gesehen.

Vat. Niemals? Ei, ei! Und wir haben selbst einen solchen Bock; nur ihr thut gar nicht, als ob es etwas be-

son-

sonderes wäre — Ihr geht ganz gleichgültig vorbei, und betrachtet ihn nicht einmal.

Ludw. Vater! — Ein Ziegenbock ists nicht!

Vat. Nein! das hab ich gar nicht gesagt!

Gustav. Kein Ziegenbock?

Vat. Nein, gewiß nicht.

Ludwig. Wo steht der Bock bei uns?

Vat. Wo der Bock hingehört! Im Stalle.

Ludwig. Im Holzstalle, Vater? Im Holzstalle?

Vat. Allerdings — allerdings! — Wo das Holz ist, da gehört dieser Bock — — —

Emmy. Julie. Oh! oh! Nun wissen wirs; das ist der — — — —

Vat. Ja; ja, aber Ihr brauchts nicht zu sagen.

Ludw. Und ich habs schon eher gewußt, wie ich fragte: „obs ein Ziegenbock sey?"

Vat. Ganz richtig; da hast du es schon gewußt!

6.

Kind. Vater! das war aber schwer; das vom Ziegebock.

Vat. Ja, im Anfang; weil Ihr blos an den Ziegenbock dachtet; aber zuletzt wurde es doch leicht genug, wie Ihr erst wußtet, daß es kein Ziegenbock war. — Und vollends nun da, wie Ihr vom Holzstalle — — —

Kind. Ja da! — Da war es recht leicht. Da wußten wirs alle.

Gustav. Aber nun gieb uns einmal ein ganz leichtes; daß ichs gleich errathen kann.

Vat. Nun, so gieb nur recht Acht, und sinne hübsch nach.

Ich kenne eine Art Hüte, die man nie auf den Kopf setzt.

Gustav. Du meinst die kleinen Hütchen, die an allen Ecken spitz sind, und die man unter dem Arm trägt — ich kann nur den Namen davon nicht behalten *).

Vat. Hör nur erst weiter — der ist es nicht.

Diese Hüte nimmt man nicht unter den Arm; man trägt sie nicht in der Hand; man macht sie auch nicht von

*) Den Chapeaubashut meint er.

Filz, nicht von Sammt und Seide, oder anderm feinen Zeuge.

Gustav. Aber von Stroh? Vater. Gewiß von Stroh.

Vat. Nein; auch nicht von Stroh; gewiß nicht. Man macht sie von Silber, oder Messing, oder Elfenbein, oder Horn.

Gustav. Das ist doch eben nicht leicht.

Vat. Das macht, du besinnst dich nicht recht. — Aber höre nur weiter. Den Hut, den ich meine, setzen nur Frauen und Mädchen auf.

Gustav. Setzt ihn die Mutter auch auf? — und Karline, und Emmy und Julie?

Vat. Die Mutter sehr oft — Karline auch. Emmy schon nicht so oft, und Julie fast gar nicht.

Julie. Ei Vater; ich habe auch so einen Hut, wie die Mutter; den, mit dem rothen Bande.

Vat. Ich glaubs wohl — Aber du hast vergessen, daß mein Hut nicht auf den Kopf gesetzt wird.

Gustav. Ja, das ist wahr; auf den Kopf nicht — Aber, wo kann man denn einen Hut sonst hin setzen?

Vat. Das ist eben mein Räthsel.

Ludw. O Gustav! besinne dich nur. Wenn sich die

Mutter dort an das kleine Tischchen setzt, und die Scheere, und — — —

Vat. Halt! halt! — Das ist mir zu deutlich!

Emmy. O, es ist so leicht! so leicht! — Wenn ich's nur sagen dürfte!

Vat. Komm, sag mir's heimlich ins Ohr; dann bist du es los.

Emmy (sagts dem Vater ins Ohr.)

Vat. Richtig! — der ists.

Gustav und Julie erriethen es bald hinterher auch.

7.

Vat. Heut früh hab ich einen König gesehen, wie ich im Garten war.

Ludw. Einen König? Einen König? Und du hast uns nicht gerufen.

Vat. Wie ich Euch rufen wollte, war er schon über alle Berge. — Und dann schien mir's weiter auch nicht merkwürdig.

Ludw. O, einen König hätten wir gern auch gesehn. Ich möchte wohl einmal einen sehen.

Vat. Ja; aber dieser hatte keinen Stern und Ordensband; kein Gefolge von Köchen, Lakaien, Kutschen und Pferden.

Gustav. Aber er ritt doch auf einem Pferde.

Vat. Nein, auf einem Pferde ritt er nicht. Er hatte gar kein Pferd.

Emmy. O! da hättest du uns wohl rufen können; da konnt er doch so hurtig nicht über alle Berge seyn, wie du sagst.

Vat. Ich sage dir, er war viel schneller fort, als ob er den schnellsten Läufer unter den Pferden geritten hätte. Kein König wird je so schnell fortkommen und wenn er die besten Pferde nimmt.

Julie. Nun, da muß er ganz entsetzlich schnell zu Fuße gelaufen seyn.

Vat. Wo denkst du hin! ein König wird auch zu Fuße laufen!

Ludwig. Nun, das ist mir ein bischen zu hoch.

Vat. Zu hoch? — das ists nun wohl nicht. — Aber freilich mein König ist hoch, und oftmals höher als alle Könige, wiewohl er der kleinste unter allen Königen ist; und so wenig, daß kein armes Bauernkind geringer seyn kann.

Emmy. Das muß ein erbärmlicher König seyn, der nichts zu befehlen hat.

Vat. Ja, das ist wahr; zu befehlen hat er gar nichts. Er hat nicht Land noch Leute; aber bei alle dem doch ein großes Gebiet; ein weites Reich, in welchem er umherzieht.

Ludw. Wo wohnt dein König, Vater? wo hält er sich auf?

Vat. Er hat keine Palläste — er wohnt an Bächen und Zäunen. Und wenns ihm an einem Ort nicht gefiele, so kann er in wenig Tagen hundert Meilen weit weg seyn.

Julie. O, das ist gewiß kein ordentlicher König.

Vat. Kein ordentlicher? Was nennst du denn einen ordentlichen König?

Julie. J nu — so einen — der — der — über die Menschen etwas zu befehlen hat.

Vat. Nein, so einer ists nicht. Es ist gar kein Mensch.

Kind. Es ist kein Mensch? kein Mensch? —

Vat. Nein — daran hättet ihr gleich denken müssen. Ein Mensch ist es gar nicht.

Emmy. Nun? was ists denn? Ists denn ein Thier?

Vat. Es ist ein Thier.

Kind. Vater, das ist schwer — was für ein Thier ist es.

Vat. Er kommt schneller fort, als das schnellste Pferd. — Er ist höher, als alle Könige. Ich denke das kann nur ein Vogel seyn.

Ludwig. Da ist es der Adler — es kann nur der Adler seyn. Das ist der König der Vögel.

Vat. Ich hab aber gesagt, mein König hält sich an Zäunen und Bächen auf. Da hält sich der Adler nicht auf.

Ludw. Ein Bachkönig? — Nein, so einen Vogel kenn ich nicht.

Vat. Ich auch nicht. Aber er hält sich auch an Zäunen auf.

Ludwig. Ach! Nun! —

Vat. Ja nun! — Nun wissen wirs alle.

XII.
Bärbel fällt ins Wasser.

„Nun, Vater, sagt Gustav, wenn du uns keine Räthsel mehr geben willst, so kannst du uns doch noch eine Geschichte erzählen.“

„Eine lustige, Vater, spricht Julie, und Emmy und Gustav und Ludwig stimmen bittend ein — Ja eine lustige! eine lustige!“

„Das ist schlimm, sagt der Vater; eine lustige will mir grade nicht einfallen; aber eine recht klägliche betrübte, von einem ins Wasser gefallenen Kinde wüßt ich wohl — und die werdet ihr ja nicht hören wollen.“

„Nein, Vater, die mag ich nicht,“ spricht Julie.

„Ja, Vater, erzähl sie nur;“ sprechen die andern.

„I nu; sagt Julie, wenn sie die andern gern hören wollen — meinetwegen!“

„Oder, Vater, fällt Ludwig ein, wenn du nicht mehr erzählen willst, so kann ich eine erzählen. Ich weiß auch eine; die ist kläglich und doch auch lustig.“

Kläg-

Kläglich und doch lustig, meinten die Kinder, das sey sehr sonderbar; und sie wurden begierig solch eine Geschichte zu hören. Die war ihnen eben recht.

Und Ludwig muß denn erzählen.

....

Es waren einmal zwei Kinder, Emmy und Emmerich; die waren Bruder und Schwester, und hatten sich recht lieb. Es war noch ein kleines Kind im Hause, ein Mädchen, das Bärbel hieß — — —

Pfui! rief Julie, der Name gefällt mir gar nicht!

Ei, der Name macht ja nichts aus; antwortete Ludwig. — Emmy spielte immer mit Bärbel, aber Emmerich spielte gar nicht mit ihr, und machte sich auch nichts aus ihr. Im Grunde konnt er das kleine Mädchen nicht recht leiden. Nur der Schwester zu gefallen, that er, als ob er sich mit ihr abgäbe; doch trug er sie niemals im Mantel, wenn ihn auch Emmy noch so sehr bat.

„Ich hätte sie auch nicht im Mantel getragen," sagte Gustav.

„Trug sie denn aber Emmy im Mantel? fragte Julie. Ich habe mir gedacht, Emmy wäre selbst nur ein kleines Mädchen?"

Ja, das war sie auch, sagte Ludwig; es war so ein Nipschen wie du bist, oder eben nicht sehr viel größer; aber Bärbel war noch viel kleiner und leichter, und Emmy schleppte und trug sie, wie's Kätzchen die Maus.

Die muß ja wie eine Riesin so stark gewesen seyn, meinte Julie; aber Ludwig antwortete, das sey sie gar nicht gewesen, nur die Bärbel sey so sehr klein und schwächlich gewesen.

„I, da hat sie ja wohl nicht ordentlich laufen können," fiel Gustav ein.

Nein! das konnte sie auch nicht, erwiederte Ludwig; deswegen trug sie eben Emmy immer im Mantel, und wenn sie im Garten mit ihr war, setzte sie auch wohl Bärbeln unter einen Baum ins Gras, und setzte ihr das Hütchen ordentlich auf, damit sie nicht von der Sonne verbrannt würde. Sie spielte indessen mit Emmerich, und jagte mit ihm im Garten herum.

„Aber da schrie ja wohl Bärbel, fragte Julie; wenn sie allein blieb."

Nein, sagte Ludwig, Bärbel schrie niemals. Es war ihr ganz einerlei, ob sie allein war, oder nicht, und ob sie Emmy im Mantel trug, oder ließ es bleiben.

„Hm! sagte Emmy; aus deiner Bärbel werde ich nicht recht klug — das ist ein wunderliches Mädchen."

Ja, siehst du! erwiederte Ludwig; das ists eben; die Bärbel ist dir so ein bischen ein dummes einfältiges Ding, das weder hin noch her weiß, da ists nicht zu verwundern.

„Aber, hub Gustav an: Ich denke, das soll eine lustige Geschichte seyn; die ist doch eben nicht lustig!"

„Und, setzte Julie hinzu, traurig ist sie auch nicht; — und das ist mir eben recht lieb."

Oh, nur Geduld! antwortete Ludwig; es kommt gleich recht traurig, und auch wieder lustig.

Einmal sind Emmy und Emmerich im Garten. Emmy hats Bärbel im Mantel; Emmerich jagt sich mit Mufti, dem großen Budel des Vaters.

Durch den Garten fließt ein kleiner Bach, der an einigen Stellen ziemlich tief war, und an einer der tiefsten Stellen ging eine Brücke über den Bach. Emmy ging mit Bärbeln im Mantel auf die Brücke. Die Sonne schien aufs Wasser, und die kleinen Fischchen spielten darin, und jagten sich hin und her.

„Sieh, lieb Bärbel! sieh die Fischchen! die kleinen nied- „lichen Fischchen! sieh, wie sie spielen! — Und kuk einmal!

„dort sitzt der Hüpfefrosch am Ufer, und lauert, ob er nicht „eine Fliege oder eine Mücke fangen kann. — Sieh, da „schnappt er. Jetzt hat er sie weg. Und sieh die schönen „blauen Blümchen, die dort unten im Bache stehen! Das „sind Vergißmeinnicht! Möchtest du gern ein blaues Blüm„chen? — Ich holte dir gern eins; aber ich kann nur nicht „hin! Ich mache mir die Füße naß, und das Wasser ist „so tief; sonst holt ich dir eins; und du könntest daran rie„chen — Aber sie riechen auch nicht."

So plaudert Emmy mit Bärbel, und hält sie weit über das Brückengeländer hinaus, damit sie alles genau sehen könne.

Emmy! ruft Emmerich, der am Ufer des Baches mit Mufti herumjagt; Emmy! nimm dich in Acht! du läßst dein Kind gewiß ins Wasser fallen — dann kann es ertrinken.

Aber Emmy lacht nur zu des Bruders Warnungen, und hält Bärbel noch weiter über das Brückengeländer hinaus.

„Nicht wahr, mein Bärbel, sagt sie; ich laß dich nicht fallen? Nein! nein! besieh dir nur Alles. Ich halte dich fest!"

Emmy sagt das wohl, aber sie sieht nicht auf Bärbel. Sie sieht auf den Bruder Emmerich, der sich immer noch mit Mufti herumhezt. Jetzt stürzt der Bruder, und bleibt an der Erde liegen. Emmy siehts, und schreit laut auf vor

Schrecken, und indem sie schreit und erschrickt, vergißt sie ihr Kind. Bärbel fällt aus dem Mantel und stürzt ins Wasser.

„Ach Emmerich! Emmerich! ach, meine arme Bärbel! meine arme Bärbel!“ jammert Emmy laut. Sie weiß nicht, soll sie dem Bruder zu Hülfe eilen, oder soll sie über Bärbel schreien. — Sie will erst zum Bruder, der aber aufspringt, ehe sie zu ihm kommt, und vergnügt sagt: „Es war nichts, Emmy! Ich habe keinen Schaden genommen!“

„O, das ist gut! spricht Emmy; ich war recht erschrocken! Aber meine arme Bärbel! vor Schrecken hab ich sie fallen lassen! — O, sie wird ertrinken; — sie wird fortschwimmen! — O, Emmerich! wenn ich sie retten könnte!“

„Oh! oh! jammert auch Emmerich nun. Das arme Kind, hast du ins Wasser stürzen lassen! — Ich hole es dir wieder!“

Emmerich will ins Wasser hinab; er will Bärbel holen; aber die Schwester hielt ihn ängstlich am Rock. „Nein, sagte sie; nein! das Wasser ist so tief! ich lasse dich nicht.“

„O, laß mich nur! laß mich, rief Emmerich. Bärbel ertrinkt sonst; aber Emmy wollte den Bruder nicht lassen.

„Aber, sagte Julie jetzt, indessen ist ja das arme Mädchen ertrunken?“

Nein, antwortete Ludwig, ertrunken ist es nicht. Es schwamm zum Glück auf dem Wasser.

Es schwamm? — es schwamm oben auf? es sank nicht unter? rief Julie.

Nein! es sank nicht unter, antwortete Ludwig.

„Aber jetzt schrie es doch? fragte Gustav. Nicht wahr, jetzt schrie es recht kläglich?"

Nein, gar nicht, sagte Ludwig; keinen Laut gab es von sich! keinen Schrei! Es lag still und geduldig da; es schwamm auf dem Rücken, und sahe mit großen Augen und lächelnd, wie immer, Emmy an.

„Was? mit großen Augen? lächelnd noch dazu? und auf dem Rücken schwimmend?"

Ja doch! ja wohl, antwortete Ludwig.

„Ich will hinein! ich will sie holen!" rief Emmerich nochmals; aber: „Nein! nein!" schrie ängstlich Emmy; und hielt den Bruder zurück, der schon am Ufer herabstieg.

Emmy war in großer Angst. Bärbel lag schon im Wasser; und der Bruder konnte noch hineinfallen. Denn Emmy war zu schwach ihn zu halten, und auf Emmys Bitten hörte er nicht. „Ich muß doch das Kind retten!" rief er.

„Ach Mufti! Bärbel verloren! aport!" schrie Emmy jetzt.

Mufti hatte schon längst dagestanden, und hatte auf die Kinder, und hatte auf Bärbel gesehen. Nur einen solchen Befehl hatte er erwartet. Mufti war mit einem Satz ins Wasser; er faßte mit seiner großen Schnauze Bärbel beim Leib, er schleppte sie aus dem Wasser, und legte sie zu Emmys Füßen hin.

„O, er wird sie gebissen haben!" rief Gustav.

Nein! er hat sie nicht gebissen, sagte Ludwig; er hatte sie säuberlich gefaßt, und legt sie triefend hin.

„Nun, das ist gut! sagte Julie; es war mir wirklich angst, sie möchte ertrinken! — Emmy muß sich wohl recht gefreut haben."

Ja, sie freute sich, antwortete Ludwig; aber nicht eben über Bärbeln. Die ließ sie liegen, wo sie lag, und an der Sonne trocknen. Sie freute sich, daß der Bruder nicht ins Wasser gestiegen war, — denn darüber hatte sie sich sehr geängstet. „Laß doch nur! bleib doch nur! hatte sie geschrieen; ich mache mir gar nichts aus Bärbel!"

Ich weiß schon! antwortete Emmerich; ich weiß schon! Wenn du Bärbel nicht mehr hättest, du würdest den ganzen Tag weinen! Ach, das kann ich nicht sehen!

„Nun, Ludwig; sagte jetzt Julie; aus deiner Geschichte werd ich nicht recht klug."

„Ich auch nicht, sagte Gustav; es ist eine närrische Geschichte!“

„Merkt ihr denn noch nichts? fragte Emmy. Ich weiß es lange, was für eine Bärbel das ist, die nicht schreit und nicht geht, und aus der sich Emmy nichts macht, und die sie so gleichgültig liegen läßt, und die noch lächelt, wenn sie ins Wasser gefallen ist. Ich merk' es recht gut!“

....

„O, ich merke auch etwas, rief jetzt lächelnd der Vater; es giebt Spitzbuben im Hause, die an meinen Schreibtisch gehen, und lesen die Blätter, die darauf liegen, wenn sie es wittern, daß es eine Geschichte seyn könnte, die ihnen gefallen möchte.“

Lachend flüchtete Ludwig hinter den Ofen, und rief: „ich bin der Spitzbube nicht, Vater!“

„Du bist es, sagte jetzt der Vater ernst; und es ist unrecht, daß du meine Papiere durchsuchst.“

Da kam Ludwig hinter dem Ofen hervor, und sprach: „du thust mir unrecht — das Blatt lag auf dem Saale, im Fenster, wo du deine zerrissenen Papiere immer hinlegst. Sieh, da hab ichs gefunden, und gelesen!“

Ludwig hatte die Wahrheit gesprochen. Dorthin hatte

der Vater in Gedanken sein Papier gelegt. Und der Vater glaubte ihm aufs Wort, denn Ludwig log niemals.

„Du hast die Geschichte recht brav behalten;" sagte der Vater jetzt.

„Ja, antwortete Ludwig, ich habe sie auch wohl viermal gelesen; denn sie gefiel mir so; man kann es nicht gleich errathen, wer Bärbel ist?"

Ich hab es schon lange errathen, sagte Emmy, daß es eine Puppe ist.

„Eine Puppe? Eine Puppe? riefen die Kinder. Nun darum war mirs auch gleich so, als ob es kein ordentliches Kind wäre;" sagte Julie.

Ja, ja; setzte Gustav hinzu; so etwas Wunderliches dacht ich mir auch. Ich konnt's nur nicht gleich herausfinden.

„Und es ist die nämliche Geschichte, schloß der Vater, die ich euch erzählen wollte!"

XIII.

Der arme Ritter.

Der Vater war mit seinen Arbeiten fertig, und setzte sich auf den Sopha in der Stube hin, in welcher die Kinder sich aufhielten.

Die Kinder, Karl, Eduard, Albertine und Konstanze, kamen sogleich zum Vater, brachten ihre Stühle mit, und setzten sich vor den Vater hin.

„Vater, sagten sie, nun muß erzählt werden!"

„Aber, wovon soll ich Euch denn erzählen? antwortete der Vater; ich hab schon so viel erzählt, daß ich beinahe nichts mehr weiß."

„Oh! oh! riefen die Kleinen. Von Thieren weißt du gewiß noch viel; erzähl uns etwas von Thieren."

Vater. Von Thieren? — — Wißt Ihr was? — Ich will Euch einmal von einem armen Ritter erzählen.

Kinder. O schön! schön, Vater; das ist hübsch; wenns auch eben von keinem Thiere ist.

Vat. Am Ende ist es doch vielleicht auch wohl von einem Thiere.

„Doch auch von einem Thiere? und, „von einem armen Ritter?" dachten die Kinder, das paßt sich ja gar nicht zusammen." Karl und Konstanze wollten eben ihre Bedenklichkeiten vorbringen; aber, „still nur; still doch! riefen die andern, sonst kann ja der Vater nicht anfangen."

„Fang nur an, Vater, fang nur an!"

Der Vater fing an.

Vat. Ich kenne einen Ritter, den Ihr alle auch kennt —

Kind. Wir, Vater? wir? — Wir kennen gewiß keinen!

Vater. Den Ihr alle auch kennt, sag ich noch einmal; der aber kein Pferd hat; nie eins gehabt hat, und schwerlich eins bekommen und reiten wird, und auch nicht reiten kann.

Karl. O, das ist ein wunderlicher Ritter, der nicht einmal ein Pferd hat.

Vat. Dafür ist er aber auch ein armer Ritter. — Wiewohl er nun kein Pferd hat, so hat er doch eine überaus prächtige und herrliche Kleidung, wie sie einem vornehmen Ritter ziemt, der grad eben nicht in den Krieg zieht. Eine Kleidung — sie ist nicht von Sammt und Seide, und nicht mit Gold oder Silber besetzt; aber sie scheint von allen dreien zu

seyn, und hat wunderschöne Farben, zumal wenn die Sonne darauf scheint.

Albertine. Tausend! so ein prächtiges Kleid hat er, und nicht einmal ein Pferd!

Vat. Ja, so ist es. Allezeit im Herbste erhält er ein neues Kleid, das eben so aussieht, und eben so schön ist, wie das vorige.

Konstanze. Was macht er denn mit dem alten Kleide? — Das trägt er wohl, wenn schlecht Wetter ist.

Vat. Nein; so ordentlich ist er nicht. Hat er einmal das neue Kleid an, so bringt ers nicht wieder vom Leibe herab, bis es in einzelnen Stücken herabfällt. Er denkt gar nicht daran, es zu schonen; er geht damit in Wind und Wetter, ja selbst zuweilen im Regen herum, wiewohl er es gar nicht nöthig hätte; ja sogar auf der Erde wälzt er sich darin herum, ohne Schaam und Scheu, vor allen Leuten.

Eduard. Nun, das ist ein liederlicher Finke — was müssen die Leute dazu sagen?

Vat. Die Leute? — sagen gar nichts dazu; sie sinds nicht anders von ihm gewohnt.

Albertine. Aber du sagst, er zöge das Kleid nicht eher aus, bis es ihm vom Leibe herabfiele.

Vat. „Zöge es nicht aus?" das hab ich nicht gesagt; er bringt es nicht eher vom Leibe herab, hab ich gesagt; denn sein Kleid auszuziehen, ist ihm noch niemals eingefallen.

Konstanze. Vater! besinne dich nur; des Abends muß er es ja doch ausziehen, wenn er zu Bette geht — Er kann sich doch nicht mit dem Kleide zu Bette legen.

Vat. Er zieht es nicht aus, sag ich noch einmal; und ins Bette legt er sich gar nicht, denn er hat kein Bette — er hat nur eine armselige Schlafstelle — ein elendes unreinliches Kämmerchen, in welchem weder Bette, noch Stuhl, noch Bank ist.

Kind. Ei, da ist er ja freilich recht arm — In so einer Kammer möchten wir nicht schlafen.

Vat. Ihm scheint es denn auch eben nicht sonderlich darin zu gefallen; denn es ist kaum der Tag angebrochen; so geht er sogleich heraus, und kommt vor Abends nicht wieder hinein.

Konst. Ja, da wird er wohl in der Stube sich aufhalten.

Vat. In der Stube? In welcher Stube denn? eine Stube hat er ja gar nicht. Er hat wahrscheinlich nie eine Stube gesehen; und von andern Leuten läßt ihn niemand in

seine Stube. Den ganzen Tag über muß er draußen im Freien zubringen; und ist ihm das Wetter gar zu arg, zu heiß oder zu kalt, oder zu naß, so ist er zufrieden, wenn er sich in einem Holzstall, oder unter einem Schuppen bergen kann.

Karl. Aber, wenn er nun essen und trinken will, da muß er ja doch in eine Stube gehen? — Woher bekäm er es denn sonst?

Vat. Dennoch kommt er in keine Stube. Was das Trinken anbetrift, so ist er mit jedem Wasser zufrieden, wo er es findet; und seine Speise läßt er sich von wohlthätigen Händen reichen, und nimmt gern, was man ihm giebt — alle Ueberbleibsel von einem Mittagsessen, auch die geringsten nimmt er gern an; denn er hat keinen Pfennig sich nur eine Semmel zu kaufen.

Konst. Ach, wie arm muß er seyn! — Wenn er doch käme! Es bleibt ja oft auch bei uns etwas übrig, das wir ihm geben könnten — Aber, wenn er so blutarm ist, Vater, woher hat er denn das prächtige Kleid — Es muß ja doch viel kosten.

Vat. Ihm kostet es nichts — nicht einen Heller. Er bekommt es ohne Geld; ja, er giebt nicht einmal ein gutes Wort darum.

Alle Kinder. Wer giebts ihm denn, Vater? Wer schenkt es ihm.

Vat. Ach, Kinder, er hat einen reichen, reichen Wohlthäter, der ihm immer aushilft; der, schenkt ihm seine Kleidung.

Den Kindern kam der arme Ritter, den sie doch kennen sollten, immer fremder, und fremder vor; und sie konnten gar nicht errathen, wer er nur seyn möchte.

„Und doch, sagte der Vater, seht ihr ihn fast täglich; ja, ihr gebt ihm zuweilen die letzten Ueberbleibsel von unserer Mittagsmahlzeit;" aber den Kindern war das noch keineswegs begreiflich. — Der Vater fuhr daher fort.

Vat. Er trägt auf seinem Haupte eine kleine rothe ausgezackte Krone, die er aber nicht nach Belieben abnehmen kann; er muß sie immer behalten; aber sie drückt ihn auch nicht; und ist ihm angeboren.

Eduard. Ei, da ist er ja ordentlich ein König.

Vat. Freilich könnt' ich ihn so nennen; denn er hat wenigstens ein Völkchen, das ihm angehört, das ihm überall folgt, wo er vorangeht; das auf seinen Ruf hört. Steht er auf, so steht es mit ihm auf; geht er in sein Schlafgemach, so begleitet es ihn; setzt er sich, oder legt sich hin, so sitzt und liegt es um ihn her. Kurz, es ist ihm sehr treu und anhänglich.

Aber dagegen sorgt er auch recht väterlich für sein Völkchen. Findet er einmal etwas Gutes, so ruft er das Völkchen, und giebt was er hat — ja er giebt den Bissen aus seinem Munde her, wenn er auch noch so lekker wäre, um einem aus seinem Völkchen eine Freude damit zu machen, so arm er auch ist, und so sehr er auch den guten Bissen selbst gern essen möchte.

Albertine. Vater, ich fange an etwas zu merken — Also ein Ritter ist es? — Hat er denn auch Sporen?

Vat. Ja freilich; Sporen, die er nie abschnallt. Er geht allezeit gesport, und eben darum ist er ein Ritter.

Konstanze. Da hat er denn gewiß auch Stiefeln?

Albertine. Nein; Stiefeln hat er nicht; weder Stiefeln, noch Schuh, noch Strümpfe.

Konstanze. Oh! geh doch! Er wird Sporen haben, die er nicht abschnallt und barfuß gehen!

Vat. Es ist wirklich so, liebe Tochter; das ist eben das Schnurrige dabei. Ja, noch mehr. Mit diesen Sporen spornirt er seine Feinde gewaltig; denn er ist, so arm und elend er auch ist, dennoch ein mächtig tapferer Held, der bis auf Blut und Leben kämpft; und sein Gebiet und Land bis aufs Aeußerste vertheidigt, sobald ihm jemand einfällt.

Albertine. Nun weiß ichs gewiß, Vater, wer dein Rit-

Ritter ist. Ganz gewiß nun! — Ist er nicht des Tags über auf unserm Hofe?

Vat. Ja; das läßt sich nicht leugnen! — Und des Nachts, macht er den Nachtwächter, und ruft zu gewissen Stunden, wiewohl ihn kein Mensch dafür bezahlt. Ich weiß nicht, warum er es thut. Aber das weiß ich, daß er deswegen nicht, wie die andern Nachtwächter auf der Straße umherzieht, und auch kein Horn führt. Aber genug, er ruft seine Stunden.

Albertine. Vater! Es ist gewiß der Kikkerihahn!

Alle Kinder. Ja — ja; der Kikkerihahn; der Kikkerihahn! — Er hat Sporen; — er hat eine Krone auf dem Kopf; — er bekommt im Herbst neue Federn; — er wohnt auf dem Hünerhause; — er giebt seinen Hünern jedes Körnchen, denn die sind sein Völkchen; — er bekommt die Krümchen, die Mittags übrig bleiben. —

Alle Aehnlichkeiten zwischen dem armen Ritter ohne Pferd und dem Hünerhahn wurden hervorgesucht — selbst die beiden sichelförmigen Schwanzfedern wurden nicht vergessen, und mit Schwerdtern verglichen, und immer einmal rief eins ums andere: „Ja, es ist der Kikkerihahn! der Kikkerihahn!“

XIV.

Der wunderliche Mann.

Vater! noch eins so, wie das vom Kikkerihahn! Noch eins so, erzählst du uns wohl, riefen die Kinder.

Wollen sehen, antwortete der Vater, ob ich noch eins so finden kann. — Er besann sich eine Weile, und hob dann an.

Vat. Wir haben in unserer Gemeinde einen Mann, der in jedem Tageslauf einmal sechs und acht Stunden Straße auf, Straße ab geht.

Kind. Kommt er auch bei unserm Hause vorbei?

Vat. Ja, freilich. Es ist kein Haus vor welchem er nicht vorbei käme.

Kind. Das ist artig — den müßten wir ja wohl kennen; und wir haben ihn doch niemals gesehen!

Vat. Das ist eben das besondere; wenn er so Stunde für Stunde umhergeht, sieht man ihn sehr selten; aber wenn er nicht umhergeht, sehen wir ihn sehr oft.

Eduard. Ist das wirklich wahr? Vater? — das versteh ich nicht; das scheint ja nicht möglich. — Alle Kin-

der meinten wie Eduard, es sey nicht gut möglich. Der Vater versicherte, es sey dem wirklich so.

Albertine. Aber, der Mann kann sich doch nicht unsichtbar machen? — Und, wie kann man denn wissen, daß er auf der Straße herumgeht, wenn man ihn nicht sieht?

Vat. Unsichtbar kann er sich freilich nicht machen; und sieht man ihn auch nicht, so hört man ihn doch; denn er thut gar nicht heimlich mit seinem Herumgehen.

Karl. Man hört ihn? Was macht er denn, daß man ihn hört?

Vater. Musik macht er; er bläst das Horn, und singt dazu.

Die Kinder behaupteten jetzt, der Vater necke sie blos, und an der ganzen Sache sey Nichts. Ein Mann, der auf dem Horn bliese und dazu sänge, dem würden ja alle Kinder nachlaufen; den müßten sie längst gesehen haben.

Vater. Ich necke Euch gewiß nicht. — Es ist alles genau so, wie ich sage. — Die Kinder, meint ihr, würden ihm nachlaufen? Damit hat es gute Wege. Wenn der Mann kommt, läßt sich nicht leicht ein Kind sehen.

Konstanze. Ist es denn ein so garstiger Mann? Thut er denn den Kindern etwas?

Vat. Bei Leibe nicht — er thut Niemand etwas. — Aber auch die erwachsenen Leute lassen sich nicht vor ihm sehen. — Noch mehr; wiewohl er Musik macht, und bläst und singt, so hört man ihn doch die meiste Zeit fast gar nicht; und viele von unsern Einwohnern mögen ihn wohl nur äußerst selten hören.

Kind. Nun, da wird er wohl so leise blasen und singen, daß ihn Niemand hören kann — das ist freilich nichts Besonderes.

Vater. Besonderes ist es gar nichts. Aber Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, er musicire so leise. Er bläst und singt überlaut; und damit man es ja nicht überhören könne, so ist gewöhnlich Alles äußerst still und ruhig, wenn er seine Musik macht.

„Das ist wunderlich — das kann kein Mensch begreifen;" sagten jetzt die Kinder — „Ein Mann, der so lange umhergeht, und den doch nicht leicht jemand sieht; der bläst und singt, und den man doch die meiste Zeit nicht hört? Vor dem sich die Leute nicht sehen lassen? und der doch keinem etwas thut?" — Sie studierten lange darüber, und es fiel ihnen nicht ein, welcher Mann das seyn könnte.

„Aber warum geht denn der Mann herum? warum macht er denn Musik, wenn ihn doch niemand hört? fragte endlich Karl. — Der Mann muß ja doch närrisch seyn."

Vat. Närrisch?? Ei, ei Karl! Närrisch ist der Mann nicht. Er wird dafür bezahlt, daß er herumgeht, und bläst und singt. — Warum soll ers nicht thun? — Er thut es nicht aus Spaß.

Albertine. Nicht aus Spaß? — Das hatt' ich doch gewiß gedacht.

Vat. Wie hast du das denken können? — Ich habe gesagt, er gehe in jedem Tageslauf, sechs bis acht Stunden herum. Da muß es doch wohl oft treffen, daß es regnet, schneiet, stürmt, blitzt und donnert. Fürwahr, wenn er das so aus bloßem lieben Spaß thun wollte, da möcht ich, wie Karl, beinahe selbst glauben, der Mann sey etwas närrisch.

Eduard. Was? er geht auch im garstigen, bösen Wetter umher?

Vat. Hab ich nicht gesagt, er gehe in jedem Tageslauf sechs bis acht Stunden. Das müßte fürwahr wunderlich zugehen, wenn er nicht auch zuweilen im schlechten Wetter sollte umhergehen müssen.

Karl. Aber, Vater, wie lange geht er denn so herum? —

Vat. Sechs bis acht Stunden, hinter einander fort.

Karl. Nein, so meine ich es nicht — ich meine — ich meine — etwa nur so ein Paar Wochen — oder wie lange? —

Vat. So lange er nichts Besseres zu thun weiß, und noch fort kann. Ein, zwei, zehn oder zwanzig Jahr; oder noch länger.

Konstanze. Aber, wenn er nun krank ist, oder nicht mehr fort kann; wie der alte Mann dort drüben, der so langsam an der Krücke umherschleicht? — Geht er denn da auch noch?

Vat. Oder, wenn er gestorben ist, und begraben? — wird er da auch noch gehen, liebe Konstanze? — Der Mann geht, und verrichtet sein Amt, so lange er kann!

Kind. Sein Amt? — Ist es denn sein Amt? — Was solls denn helfen? das Herumgehen? das Blasen und Singen? — Es ist doch nicht gar ein Bote? —

Vat. Ich wills Euch kurz und gut sagen. — Es ist — — ein Mann; und der Mann geht herum, weil es sein Amt ist, für welches er bezahlt wird, weil er herumgehen muß, Wind und Wetter mag seyn wie es will. Er fängt an laut zu werden, wo Alles still zu werden anfängt; er fängt sich an in Bewegung zu setzen, damit andre Ruhe haben können. Er soll sehen, wenn kein Licht mehr ist; er soll gehen, wenn Alles liegt; er soll aufpassen, daß niemand Lärm und Unfug treibe; daß niemand sich mehr in ein Haus begebe,

und darin herumstöre; wenn die Leute in Ruhe seyn wollen. Auf Schornsteine, Hausthüren und Fensterladen muß er genaue Acht haben, und die allzuhellen Fenster müssen ihm verdächtig seyn. Er muß diejenigen zu entdecken suchen, die von ihm nicht gern gesehen seyn wollen. Wenn aber Alles wieder anfängt sich zu bewegen und zu regen; wenn die Leute die Laden aufstoßen, die Thüren aufriegeln, da schleicht er sich still davon. Kurz es ist ein wunderlicher Mann; er ruft, wenn andre schweigen; schläft, wenn andre wachen; geht, wenn andre liegen, und verrichtet sein Geschäft, wenn niemand mehr arbeitet — —

„Der Nachtwächter! der Nachtwächter! ist es;" riefen jetzt die Kinder, fast alle zusammen. — Oh, es war so leicht, sagte Karl, so leicht! und wir haben es doch nicht gleich gerathen!

Alles wurde nun noch einmal durchgenommen, und nachgesehen, ob auch Alles gehörig zutreffe. Und es traf Alles zu.

XV.

Ernsts Unterhaltung seiner Gäste.

Der Sonntag Nachmittag war den kleinen Gästen, die ihren Freund Ernst besucht hatten, sehr angenehm vergangen. Jetzt kam der Abend, und die Gäste lauerten heimlich darauf, womit sie Ernst nun belustigen würde; denn wenn unser Ernst Besuch von lieben Kindern hatte, so hatte er sich auch immer etwas Neues ausgesonnen, womit er ihnen die Zeit angenehm hinbrachte. Das Lustigste und Schnurrigste brachte er gewöhnlich erst des Abends vor.

Die Kinder waren schon im Zimmer versammelt, und das Abendbrod wurde gegessen. —

„Nun, lieber Ernst, was machst du uns heute? fragte ein Kind ums andere; was machst du uns heute?"

„Ei, antwortete Ernst, ich mache alles mit, was Euch gefällt. Ich spiele jedes Spiel mit Euch; welches Ihr wollt."

„Ja, ja; sagten die Kinder, das wissen wir schon; du bist immer gefällig — aber du studierst auch immer etwas Besonderes aus; so etwas Neues. Hast du heute nichts?"

„Neues? fragte Ernst; Neues und Besonderes? — das

hab ich ja wohl niemals. Es sind immer alte bekannte Dinge, die Ihr bei mir seht."

„Geh doch! geh! sagten die Kinder; du denkst ja immer das Hübscheste aus, und niemals wird uns die Zeit lang bei dir."

Unter dem Gespräch wurde so nach und nach das Abendessen verzehrt; und Ernst brachte indessen den Kindern, die sich ihm zu beiden Seiten zu setzen anfingen, ein Spiel in Vorschlag — ich weiß nicht mehr, welches es war — das denn auch einstimmig angenommen wurde.

„Nun solls losgehen, sagte Ernst, aber zuvor erst will ich doch die Lichter putzen!"

Ernst nahm die Lichtputze und putzte — das Licht aus.

„Nun können wirs auch, lieber Ernst, riefen die kleinen Gäste; nun können wirs auch!"

„Ja, ja; es begreift sich recht leicht!" antwortete Ernst, indem er die Lichtputze nahm, um das zweite Licht zu putzen. — Und siehe — auch das zweite Licht putzte er aus.

Die Kinder jubelten in der dicken Finsterniß, welche im Zimmer war, und wollten eben alle aufstehn und im Finstern herumtosen im Zimmer, und sich haschen, und einige wollten auch Licht holen.

„Nein, ich bitte, sagte Ernst, bleibt ruhig an Euren Plätzen. Wir könnten uns sonst sehr leicht die Köpfe zerstoßen. Gleich werd ich Licht schaffen!“

Aber Ernst ging nicht Licht zu holen — Er suchte vielmehr in einem Wandschranke.

„Nun? fragten die Kinder; was machst du denn da? — Kannst du dich denn nicht finden? — Die Lichter stehn ja mehr links.“

Aber während die Kleinen fragten, zeigte sich unerwartet ein heller Lichtkreis an der Wand, und in dem Kreise stand ein seltsamer Menschenschatten, mit grimmigem Gesicht und großem Schnurrbarte; in der drohenden Faust hielt er einen Säbel, und auf dem Kopfe trug er einen Turban mit einer hohen Feder.

Aller Kinder Augen waren auf den lichten Kreis und auf den Mann im Kreise gerichtet.

„Ach! Was ist das?“ fragte nach einigen Augenblicken eine Stimme.

„Schauens meine Dam und (Herrn) Errn — hob Ernst jetzt in hochtrabendem gebrochenem Teutsch an — Schauens; das seynd das allerkewaltikst Moorenkönik, in Monomotapa dort hinte wo die Erd ein groß Eisklos ist, daß kein Mensk mehr lebe

№. 5.

dort könne. Schauens, das kroßen Könik aben über swei dausend Millioner Underdan; über welk sein Majestät kut Regiment führ. — Mit dieß kroßer Schwerdte, das Sie da seh, haut er, sweidausend Mann, die Kopf auf ein Streich ab, so viel Gewaltikeit aben Allerökst Dieselb in sein Arm; und dabei ein Stimm, wie ein brüll Löw.

„O, lüg' nur nicht gar zu toll, du fremder Mann,“ rief Amalie, Ernsts Schwester.

„Lüken? fuhr Ernst fort; oh pardonnir; ik lüken niemals; ik aben selbs da kewest; ik aben alls keseh mit dieß mein Kukaug. Ik aben kehör dieß Brüllstimm mit mein Ohrlapp; ik aben keschmaus mit sein Majestät; ich aben Ihr kemack mein Stückkunst (Kunststücke) un Sie seyn so kontentir von mein Sak, daß Sie aben gedans vor Vergnük.“

Die Kinder konnten vor Lachen, bei der possirlichen Sprache Ernsts, nicht mehr verstehen, was er sagte, und so mußt er freilich aufhören. Aber sie hatten sich kaum ausgelacht, so baten sie auch schon, weiter fort zu fahren, und ermahnten sich unter einander, ja nicht zu lachen, indem doch jedes selbst kaum das Lachen verbeißen konnte, und immer einmal mit unter losbrach. —

Ernst ließ ein neues Stück vortreten, und das Lachen hörte auf.

Im Lichtkreise lag mit weinendem Angesicht ein kleines Kind auf der Erde. Ein großer Knabe stand dabei, und drohte dem Kinde mit der geballten Faust. Im nächsten Felde, welches folgte, stand eine Frau, die mit dem aufgehobenen Stock in der Hand, dem großen Knaben nachsetzte.

„Das seynd ein kroß Unthier von schlecht Jung; das abens klein Bruder keschlag, weil klein Bruder aben kewein vor Unger; weil klein Bruder nik aben woll stillsitz auf die Erd, indeß die Bengel wolln geh spielen. Die Barbär, die Unmensch, aben kehat kein Erbarm mit die arm klein Kinde; sondern gewaltig drauf losgeschlag, und ketret mit der Fuß. — O arm lieb Kinde! du ast viel schlimm; du sitter schon, wenn du zum kroß Bruder solln. Er sollt dik aben lieb, rekt von Erzen lieb; und grad er schlaken dik so sehr.

Aber schauens da kommt die Mutter. Sie ats keseh, wie unmenschlik der kroß Barbar, das klein Bruder traktir: sie at alles erfahr. Sie will ihn mit der Stock serau (zerhaun) daß ers soll fühl. Schon rekt; sehr rekt. Schlakens su Frau; schlakens aus aller Kräft su; der Böswikt ats viel verdien. Und ich will ihr elf, wenns nik mehr kann. Er muß

wiß, daß Schläk weh thun. Und dann muß sie ihn laß unger, die abscheulik Knab; um ihn maken su erfahr, daß Unger weh thun, bis er vor Unger wein, wein so viel, wie der klein Bruder aben kewein, in sein großer Angst."

Die Kinder lachten nicht bei diesem Stück. Denn troß des possirlichen Teutsches, hatte doch Ernst so viel Weiches in seiner Stimme, daß die Kinder sehr ernsthaft blieben, und daß sie fast anfingen, das kleine weinende Kind des Schattens zu bedauern.

„Sie aben nik lachen bei diesem Stuck? fuhr Ernst fort; aber das sollens auk nik. Solch Stuck aben keineswegs sum Lachchen kewesen, sondern viel ehr su wein. Ueber solk Schändlikeit man muß, daß man nie lach; man soll zürn, man soll aben kroß Mißfall davon."

„Aber nun, Ernst, baten die Kinder, nach einer ziemlichen Weile, gieb uns auch wieder ein Lustiges, wie das vom Mohrenkönige."

„Ein Lustik noch, befehle Sie? — Wohl Sie sollen aben noch eins!"

Zwei neue Felder traten nacheinander in den Lichtkreis. Auf dem ersten waren auf einer Leine lauter Puppen aufge-

knüpft, und jedesmal war eine todte Ratte zwischen zwei Puppen beim Schwanz aufgehängt. — Auf dem zweiten Felde standen zwei Knaben und zwei Mädchen, die mit den Händen einander droheten, und sich mit grimmigen Gebehrden ansahen. Sie schienen im heftigen Zank mit einander zu seyn.

„Da können's nun schaue, hob Ernst an, nachdem sich die Kleinen erst gehörig die Schattengestalten betrachtet hatten, das Stück sehn ßuers (zuerst; anfangs) reckt schnurrlik aus, seyns aber am End gar nick. Verstehens wohl; die klein Puppchi keörn der klein swei Mamselln, und die swei Knab, seyn die Bruder von der Mamsellen, und aben sik mahkt ein Spaßen; haben die klein Puppchi genomm, und geenkt (gehängt) an dieser Seil, und aben gekniff (geknüpft) daswische die todter Ratte, an ihr kroße lange Schwans, die sich aben in der Fall über Nack (Nacht) gefang. „Da wolln wir uns maken eine rekte Spaß, abens kesag, eine reckt lustiken Spaß," und aben keüpf (gehüpft) über das errlick (herrlich) Fall ein (Einfall.)

„Es ist ein dummer Einfall, unterbrach jetzt Ludwig, mit einiger Entrüstung Ernsts Rede; das konnten sie bleiben lassen!"

„Schon reckt; ganse reckt, mein brav junk Herrche, fuhr Ernst fort; so spreck ick auk; ein sehr dummen Einfall. Da könnens seh, wie erbitter die Schwester sey. Sie schimpf, sie

spektakel gegen der Bruder; sie sprecken das seyn schleckt; das seyn sehr schleckt; sie drohn auk ßu spieln ein Streich. Und die Brüder wolln nick leide der Schimpfwort, und wolln aben kroße Reckt; und schimpfen auk wieder.

„O sehr thöricht Kinder! Nun assen sicks, nun seyns sehr aufgebrackt kegen einander, kar sehr, und könne sick nick aben lieb, und sehn sick der ganßer Tak mit krimmiger Aug an; und denk, wie sie sick wollen ärger. O ein alber Spaße! man soll wohl spaße, aber man soll sick vorseh, obs niemand sein ärkerlick und empfindlik. Man muß daß man nie mak solk Spaße, der ander fatal seyn.

Es seyn ein häßlich Stück, und lang nik so lustik, als ich aben gedakt. — Passiru vorbei.

Ein Paar andere Stücke kamen dran. — Ein Knabe hat sich auf einen Kahn gewagt, und rudert denselben bis auf die Mitte des Flusses. Aber da kommt er, auf dem zweiten dazu gehörigen Stück in die Strömung des Flusses hinein, und weiß sich nicht zu helfen.

„Jer abens, begann Ernst, ein kar keck und unverständik Burschen. Vater abens ihm kesakt oft, daß man soll seyn, vorsiktik. Mutter at ihn kebetet, erzlick, zärtlick, sollt sik neh-

men in akt, sollt nik seyn so vorwißik (vorwitzig). Aber es seyn ein sehr leiktsinnik Knab, und aktens keinweg das Rath der Aelter. Es abens wolle keh spatzier, ein wenik über der Wasser mit der Kahn. Der Kahn sind fluggs worden losmakt vom Ufer, und der unverständik Knaben, denk an kein Fahr; es jubel, es schrei und sing vor Freud, und bild sik ein su seyn ein kroßen Eld. — Es wolln sakn su der Spielkamrad: „Ick mik fahren kann allein; ganse allein. Ik aben fahren ein Stund, swei Stund, auf der Fluß. Ik makens vortrefflick!"

Aber nun schauens ier! in welk Noth, in welk Versweiflung, der unverständik Kind seyn. Es breiten aus sein Arm nak Hülfe; es stehn auf sein Angesikt, all Entsetsen; es schrei mit ganser Kehl: „Uelfe, Uelfe!" und keinmand örn das Keschrei Angst. Ik kein Mann sehn, in ganßer Umkreis umher. Der Kahn hüpf — der Kahn danß auf die Wellen hok und tief; er werden keschleuder, dahin, dorthin; er werden keworf, die Läng und die Kweer. — O unglücklick Kind! wenn du muß ersauf! wenn du muß umkomm! O dein arm Mutter! o dein traurik Vater! O Erzleid kroß! sehr kroß!"

„Merke Sie sik das, lieb Kindge, und seyn übsch vorsiktik, und folken übsch der Vater und Mutter!"

Das

Das war hübsch, das war recht hübsch, lieber Ernst, versicherten die Kinder. Aber nun noch ein ganz lustiges, ein recht lustiges.

„Ja kwiß, sagte Ernst, ein ganße ganße lustiks nun!“

....

Ein Seiltänzer trat an die Wand, der seine Künste machte. Das Volk begaffte ihn. Hanswurst machte sich unter dem Haufen, durch Narrenmütze und Jacke kenntlich.

„O ein kroßen Auf Volk! ein kroßen Auf Leut. Was wolle sie? Sie woll seh die Poß Narren, die vielberühmt Seilhüpfer, welcher maken seine Stückkunst. Sie könn hüpf über all Aus (Häuser) weg mit einer Fuß; sie könn spring bis in die Wolken mit ßwei Bein; sie könn danß ein Menuet mit drei Bein; sie könn danß unkrisch, masurisch, kriechisch, türkisch; sie können danß in alle Spraken, auf der Seil. — Ah sehens, jetzt komm die Auptsack — Er springen einen kroß Sprung, von einem End der Seil bis ßum ander, und brauken daßu kar kein Bein; kar kein Bein; auk kein Aud (Hand) und kar kein Körper. Er makens kroß Ding! Er mak sik unsiktbar — in ein Keller, er danß auf klüend Eis (Eisen), wenns iß worden kanß kalt ßuvor. Er werfen ßehntausen Nadel hok in die Luft, und — fangen — kein einzig wieder

Er trinken auf ein Zuk eine kanße Krus Bier aus un verßehr ein Wurst daßu! Und er seyn wohlfeil — er nehm für all kroß Künst nur ein Dreier oder swei Dreier, und seyn damit vollik verknükt. Die Pöwel betrakt ihn, für ein kroß Mann; — da schauns den mit der groß Maul — den mit der lange Naß, den mit der kroßen Peruke; sie seh' ihn all mit weite Auge an; sie spreck: „„Das seyn ein versweifelt Mann. Er könn Alles!““ Und sie keb ihm für so unausspreklick Verdienst, kern ein Dreier.

Ei merkens wohl den Anſewurst (Hanswurst) ier. — Er mak die Leut zu lacken. Er setz an; er will thun ein kewaltik Sprunk, und falln auf die Naß, und erheb ein kreulich Keschrei. Er will keh auf der Kopf, un burßel hin, mit der ganßen Leib; und hink ein Weil kanß lahm. Alle Welt mak er lustik — alle Welt lack über ihn; aber ihn respektir dok keinmand; ihn verakt der kanße Hauf, als ein schlekt Mann. Ik nehm mir dran eine Lehr — ich werd aufören, um ßu behalt mein Respek bei dieser kleine Persone.

„O hör noch nicht auf! riefen die Kinder; hör noch nicht auf!“ Aber Ernst entschuldigte sich, daß er ganz müde

sey. Da baten ihn die Kinder nicht weiter; sondern bedankten sich für das Vergnügen, das er ihnen gemacht hatte.

„Du hast doch immer schnurrige Einfälle,“ sagten sie.

„Ja, sagte die Schwester Amalie, die hat er. Der Ernst macht uns immer viel Spaß.“

„Ja Ernst macht viel Spaß,“ riefen die Kinder, indem sie ihn liebkoseten, und ihm zugleich das Versprechen abnöthigten, sie nächstens einmal wieder mit der Zauberlaterne zu belustigen.

XVI.

Das fremde Kind.

Ziemlich spät an einem Sommerabend, sind Feldbachs Kinder von ihrem Spaziergange nach Hause zurück gekehrt, indessen die Aeltern erst in einer Weile nachkamen. Sie waren auf dem Rückwege von einem Freunde hereingerufen, und verweilten noch einige Augenblicke bei ihm.

Die Kinder traten in das Wohnzimmer ein, voll Freude über die Milchkalteschale, die sie verzehren wollten. Aber vor Erstaunen blieben sie wie eingewurzelt und stumm an der Stubenthür stehen, ohne den Muth zu haben, sich dem Tische zu nähern, auf welchem die Milchkalteschale wirklich aufgetragen, die Teller herumgesetzt, und die Löffel gelegt waren, denn dort am Tische saß ein unbekanntes Kind, ein Mädchen, in einer fremden unbehülflichen Tracht. — Es schien Bauerntracht zu seyn.

Das Mädchen saß am Tische nicht blos, es aß auch; es hatte sich seinen Teller voll Milchkalteschale genommen, es schien es sich herrlich schmecken zu lassen, und war gar nicht verlegen, als Feldbachs Kinder hereintraten.

Die Kinder waren bestürzt; — sie konnten kein Wort sa-

№ 6.

gen; sie sahen starr auf den Tisch hin; und ärgerten sich heimlich über das unverschämte Mädchen, das ohne Umstände hereingekommen war, und sichs wohl schmecken ließ, wiewohl es gar nicht ins Haus gehörte. — Aber sie getrauten sich doch nicht, es anzureden.

„Na," fing das Mädchen in einer groben fremden Sprache an, „wat staht gih da? — Nähmt en Löpel un ät't mid."

(Nun? Was steht Ihr da? Nehmt den Löffel und eßt mit.)

„Sieh doch, sagte Heinrich, der älteste Knabe; du bist ein höfliches Kind; ich glaube gar du nöthigst uns; aber wer hat dich denn genöthigt?"

„Ek lat mi nich nödigen, antwortete das Mädchen; eck lang tau."

(Ich laß mich nicht nöthigen; ich greife zu.)

„Wo bist du denn her? — Wie bist du denn hereingekommen? — Du kannst nicht hier bleiben! — Wer hat dir denn erlaubt zu essen? — Du gehörst nicht herein!" — riefen jetzt die Kinder alle unter einander, mit lauten Stimmen.

„Na, na! help Gott! sagte das Mädchen, man duse; man duse; tost man nich so. 'K will jo gig Bescheid gewen. Un gih möt nich so afgünstig, up dat Betchen Koltschahl sin. — Eck bin von Kunterhowe, wit, wit van hier!"

(Nun, nun! helf Gott; nur sachte, sachte! Nur nicht so einen Lärm verführt. Ich will Euch ja Auskunft geben. — Und so abgünstig müßt Ihr nicht seyn, des Bischen Kalteschale wegen. — Ich bin weit, weit her, von einem Kommenthureihofe.)

Die Kinder hatten das wenigste verstanden; und wußten nicht, was sie mit dem Mädchen machen sollten. Die Dreistigkeit desselben ärgerte sie, und setzte sie in Verlegenheit. Sie wünschten, die Aeltern möchten nach Hause kommen. Sie traten zusammen; sie flüsterten heimlich; sie waren einig, das Mädchen müsse fort, und keiner hatte doch das Herz es ihm zu sagen. Sie wünschten alle, daß jetzt nur Karl da seyn möchte, der beherzteste unter ihnen allen. Aber Karl war schon seit Monaten, bei seinem Onkel.

In ihrer höchsten Angst kamen die Aeltern herein; und alle Kinder bestürmten sie mit der Nachricht von dem seltsamen Mädchen mit der wunderlichen Sprache, das dort am Tische sitzen blieb, und auch jetzt, mit seinem Löffel in der Hand, die Aeltern ganz dreist und keck ansahe.

Die Mutter betrachtete sich das Kind recht aufmerksam, und lächelte. Der Vater betrachtete es sich, und lächelte auch.

„Kind, sagte die Mutter, wo bist du denn her?“

„'K bin wit van hier, sehr wit; eck bin dorch en grot

Holz gekommen, un dorch ne grote Stadt, un dorch veil lütke Dörper, un nu bin eck da."

(Ich bin weit, sehr weit von hier; ich bin durch einen großen Wald gekommen, durch eine große Stadt, und durch viel kleine Dörfer, und nun bin ich da!)

„Mutter, verstehst du denn das Zeug alle," fragten die Kinder —

„Ja doch, ja, antwortete die Mutter — habt nur Geduld!"

Die Mutter fuhr fort zu fragen.

„Wie bist du denn hieher gekommen? — Und wo willst du denn hin?"

„'K will nierens hin; 'k will hier gern tau Hus sien; de grot lang Mann mit dem swarten Bart, hat mek herbracht; da blief man Krabbe, hat e seggt; eck mag deck nich länger; hier wärn se deck wohl upnehmen! Seihn se; sau bin 'k herkommen!"

(Nirgends will ich hin; hier möcht ich gern zu Hause seyn. Der große lange Mann mit dem schwarzen Bart, hat mich hergebracht. „Hier bleib nur, Kleine, hat er gesagt; ich mag dich nicht mehr; aber hier werden sie dich ja wohl aufnehmen." — Sehn Sie, so bin ich hergekommen!)

„Wart nur, ich will dich gleich wieder fortbringen, du

kleine Unverschämtheit;" sagte die Mutter, mit großem Ernst, und ging hin einen gewaltigen Stock zu holen, um das fremde Mädchen damit fortzutreiben.

Aber die Kinder, welchen der Vater die letzten Worte des Mädchens hatte verdollmetschen müssen, liefen bittend der Mutter nach, und hielten sie am Arm.

„O Mutter, riefen die Kinder, du wirst ja das arme Mädchen nicht schlagen!" Sie bedachten, daß es nun nicht wissen würde wohin, und wurden weichherzig. Ein Paar Tage, meinten sie, könne die Mutter das Mädchen wohl behalten.

„Nein, nicht einen Augenblick, sagte die Mutter; holte den Prügel, alles Bittens ungeachtet, und bedrohete das Mädchen damit. Nun leg deinen Löffel hin, und geh, sagte sie barsch; oder nimm deinen Rücken in Acht!"

Aber das Mädchen sah ihr dreist und keck ins Auge, und sprach: „Sei wärn meck do nich schlan; sei seihn veil tau fründlich ut; Sei werden mek behollen."

(Sie werden mich doch nicht schlagen — Sie sehn viel zu freundlich aus. Sie werden mich behalten.)

„Dich behalten? rief die Mutter, indem sie drohender und höher den Stock hob; — nimmermehr!"

„O! o! Mutter!" flehten die Kinder — aber die Mutter kehrte sich nicht daran.

„Nimmermehr, wiederholte sie; du scheinst mir gut essen zu können; aber schlecht zu arbeiten!"

„Arweiden? erwiederte das Mädchen lächelnd; arweiden kann eck. Eck willt Hus fegen, eck will de Deil schüren, eck will spinnen, un knütten; eck will Alls daun. Dat kank wol."

(Arbeiten? — Arbeiten kann ich. Ich will das Haus kehren; ich will die Dielen scheuren; ich will spinnen und stricken; ich will Alles thun. Das kann ich wohl!"

„So? sagte die Mutter, und ließ den Stock etwas sinken. Das kannst du? — das ist etwas anders. — Aber weh dir, wenn du es nicht kannst. — Holt einmal das Spinnrad."

Das Spinnrad wurde geholt. Das Mädchen mußte sich daran setzen — und konnte nicht einmal recht treten.

„So? sagte die Mutter; so kannst du spinnen? — So wirst du auch wohl stricken. — — Den Strickstrumpf her!"

Mit dem Strickstrumpf ging es, wie mit dem Spinnrad; das Mädchen konnte keine Nadel halten — keine Masche aufnehmen.

„O die Lügnerin! rief Heinrich unwillig. Die Lügnerin! da will ich gewiß die Mutter nicht bitten sie zu behalten."

„Ja bis morgen! bis morgen doch, liebe Mutter," riefen die andern.

„Nå, sagte das Mädchen, Gih möt meck länger behollen, ier, eck bliewe süst gar nich bi Gu. Eck kann woll spinnen un knütten; aberst eck hewwe min Wocken nich; eck hewwe mine Wulle nich. Jue Wulle is tau fin."

(Nein; Ihr müßt mich länger behalten; oder ich bleibe sonst gar nich bei Euch. Ich kann wohl spinnen und stricken; aber ich habe meinen Spinnrocken (Spinnrad) nicht; ich habe meine Wolle nicht. Eure Wolle ist zu fein.)

„Töf man lütje Kork, sagte jetzt halb lächelnd die Mutter. Dau möest meck woll wäten, wat spinnen und knütten is! — Wei willt glick seihn, wer dau bist."

(Wart nur, kleine Kröte; du magst mir wohl wissen, was spinnen und stricken ist! — Wir wollen gleich sehn, wer du bist!")

Die Kinder waren erstaunt, eben so die Mutter sprechen zu hören, wie die Fremde; und verstanden kein Wort von der Fortsetzung des Gesprächs — Aber sie verstanden bald, was die Mutter wollte, als sie dem Mädchen die Mütze abband, die Jacke auszog — und den obersten Rock abnahm; trotz des Widerstrebens des Mädchens. — Das Mädchen schien ihnen gleich anfangs ein wenig zu dick und unnatürlich angezogen, und doch dabei auch von fernher bekannt.

Rock, Jacke und Mütze waren kaum herunter, so lag auch ein hübscher Knabe der Mutter und dem Vater in den Armen.

„Karl! Karl! schrieen mit lauter Einstimmigkeit die Kinder, Du bist es?" — und umschlangen den Bruder, der nach einer Abwesenheit von vier Monaten wieder gekommen war.

„Karl! riefen sie; wo kommst du her? Warum hast du dich verkleidet? — Wer hat dich gebracht? — Wer ist der große Mann mit dem schwarzen Bart?"

Eben trat der große lange Mann mit dem schwarzen Bart aus dem Seitenzimmer herein, in welchem er so lange verborgen gewesen war. — „Ich bin es," sagte er. Es war der Mutter Bruder, bei dem sich Karl so lange aufgehalten hatte.

Die Umarmungen, der Jubel aller, dieses Fragen, und Antworten; — Alles unter einander verwirrt, dauerte noch eine ziemliche Weile, ehe man zum ruhigen Besinnen, und Sprechen kam. — Tausend Liebkosungen empfingen der Onkel und Karl; und noch nach vielen Wochen mußte Karl den Geschwistern in der wunderlichen Sprache — so nannten sie die fremde Mundart — vorsprechen, die er in jener Gegend gelernt hatte, in welcher der Onkel wohnte.

XVII.

Der Geburtstag.

Karl war kaum acht Tage wieder anwesend, als sein Geburtstag einfiel. Die Aeltern beschenkten ihn, und der Onkel, welcher auch noch da war und erst in einigen Tagen wieder abreisen wollte. Aber die Geschwister schenkten dem Bruder nichts, wiewohl Karl so halb und halb darauf ein wenig gerechnet, und schon bei sich gedacht hatte: „was werden sie dir geben?"

Der Mittag kam herauf; und die Aeltern fragten die Kinder: „Was werdet Ihr Karln denn geben?"

„Ach, lieber Karl, hob Heinrich an, nimm es ja nicht übel! wir haben nichts für dich. Du bist so lange weggewesen, und wir dachten gar nicht, daß du kommen würdest — und da haben wir unser Geld" — — —

„Aha, sagte Karl, ich merke schon; das Geldchen habt Ihr verthan — Küchelchen dafür gekauft — Zuckermandelchen; und der arme Karl bekommt nichts.“ —

„Ja, leider! leider! antwortete Heinrich; so ist es beinahe; und es thut uns gewiß recht weh. Wenn wir nur wüßten, was wir dir geben könnten. — Wir haben uns schon gestern und heute bedacht — Komm, such dir von unsern Sachen aus, was dir gefällt, und nimm es; wir geben es dir recht gern.

„Ja gewiß, wir geben es gern, sagten die andern; nimm es nur.“

„Ei bewahre! erwiederte Karl; bewahre! Wer auf Reisen gewesen ist, wie ich, der ist nicht so unartig, seinen Brüdern und Schwestern ihre besten Sachen zu nehmen; er wartet bis wieder Geburtstag ist. Dann bringen sie ihm einen ganzen großen Tragkorb voll Geschenke; Mandeln und Rosinen, Braten und Würste, Westen und Röcke, Stiefeln und Schuhe. — Und, das will ich abwarten.“

„Ei! das ist viel! was du haben willst; das ist sehr viel, rief Minchen, die jüngste; da müssen wir ja das ganze Jahr sparen.“

„Ja wohl, sagte Karl; freilich müßt ihr sparen; das

kann nun einmal nicht helfen. Es muß ja für zwei Jahr gelten!"

„Die Kinder schäkerten noch eine Weile über die Geschenke, und schienen dann nicht mehr daran zu denken. Aber Karl dachte wohl noch daran, ob er heute ganz leer ausgehen würde, bei den Geschwistern? — Und er ergab sich darein, als er auch bei Tische nichts empfing.

Man hatte abgegessen, und ging bald nachher in den Garten, wo Aeltern und Onkel in einer kühlen Laube den Kaffee trinken wollten. Alles zerstreuete sich in den Garten dahin und dorthin, und alle erlabten sich des schönen Tages, und der milden Wärme. Die Kinder sahen nach, wo eine Birne, oder ein Apfel sich zu röthen anfing, und wo eine Pflaume blau wurde, und zeigten es mit großem Jubel den Aeltern an.

Der Kaffee kam, und Karl wurde abgesendet den Zucker zu holen, und die Tabackspfeifen, welche vergessen waren. Er wunderte sich, als er zurückkam, daß er keins von den Geschwistern mehr im Garten fand. Er fragte, wo sie

Nº. 7.

Hand, was Lärm macht; diese eine Knarre; die andere eine sechs Pfennig Pfeife; die dritte eine Schalmeie; die übrigen Peitschen, kleine Trommeln und Trompeten, hölzerne Klappern und Kindergeigen.

Die ganze Versammlung stand im Kreise starr und stumm, als Karl eintrat; und sahe den Ankommenden mit stieren großen Augen an. Alle hatten die Peitschen, Trommeln und Klappern drohend in die Höhe gehoben. Karl wußte nicht, weder was er sagen, noch auch recht, was er denken sollte. Er sah die Versammlung starr und befremdet an; sie schien ihm so possirlich und lächerlich, und doch überlief ihn ein heimliches Grausen, und er sahe sich nach den Aeltern und nach dem Onkel um, die aber unbemerkt an einer andern Seite hinter dem Gebüsche standen und lauschten.

„Was willst du?" fragte endlich das alte Weib, mit dem Kranz über der Pelzmütze, den Staunenden trotzig.

„Euch auslachen;" antwortete Karl beherzt.

Kaum hatte er das Wort gesprochen, so setzten sich die Gestalten in Bewegung, und tanzten im Kreise umher; so rasselten die Klappern und Schnurren, die Trommeln lärmten, die Trompeten schmetterten, die Geigen kreischten, und Karl, fast betäubt von dem wilden Lärm, sah sich in den Mit-

telpunkt des Kreises hineingezogen, der ihn umtanzte, ehe er es selbst wußte, oder dachte.

Der Kreis stand wieder unbeweglich und fest, und alles war still und stumm. Da ging Karl auf die alte Zwergin mit dem Korbe zu, und zupfte sie bei der Nase. — „Gieb her deine große Nase, Alte!" sagte er; aber im Augenblick erhob sich der Tanz und seine häßliche Musik aufs neue, und alle zogen kleine Ruthen und Gerten unter den Jacken hervor, und droheten Karln damit. Die Alte aber erhob ihre Ruthe, gab dem dreisten Knaben einen leichten Schmitz, und: „du!" rief sie dazu; „du! sey nicht verwegen!" Und in dem Augenblick erhoben sich alle Ruthen und Gerten gegen ihn!

Noch eine kleine Weile dauerte das Getümmel, da gelang es Karln dem Kräckenmann mit einem glücklichen Griff die Peruque, den Huth und die Larve abzuziehn! Siehe da war es Heinrich, der unter der Larve gesteckt hatte. Da warfen auf einmal alle Kinder ihre Larven und Verkleidungen ab, und Karl entdeckte seine Geschwister, und eine Menge von seinen kleinen Nachbarn und Nachbarinnen. Nur die Alte mit dem Kranze blieb noch in ihrer Verlarvung. Sie nahm ihren Korb ab, und trat damit auf Karln zu.

„Da, lütjet Buermäken! Gih heft wolln en ganzen Tra-

korw full Präsenter heiwwen. Da hefft Gi denn. Kuckt mal nin, und nehmt verleif. — Nun seiht Gi doch, dat wei uns ok verklieden können!"

(Da kleines Bauermädchen!! — Ihr habt wollen einen ganzen Tragkorb voll Geschenke haben. Da habt Ihrs denn. Seht einmal hinein, und nehmt vorlieb. — Nun seht Ihr doch, daß wir uns auch verkleiden können.)

Mit diesen Worten nahm die Alte den Kranz ab, und setzte ihn Karln auf. Die andern Kinder zogen ihr die Larve vom Gesicht; nahmen ihr die Pelzmütze vom Kopfe, und zogen ihr die weite grobe Puffjacke ab; und es stand schelmisch und lächelnd die Nachbarin Sidonie da; die ihre Worte erst von Karls Mutter gelernt hatte.

Ein fröhlicher Jubel erhob sich unter den Kindern; Karl fand eine Menge kleiner Geschenke in dem Korbe. Die Kinder umtanzten jetzt, ohne die Larven und Verkleidungen, und ohne die häßliche Musik, das bekränzte Geburtstagskind noch einmal; und alle waren den übrigen Tag glücklich und froh; und noch lange hernach erzählten sich die Kinder von der lustigen Geburtstagsfeier.

XVIII.
Herr Jakob.

Habt ihr Herr Jakob nicht gekannt? begann eines Abends der Vater, als sich die Kinder wieder um ihn her gesetzt hatten, und lauerten, ob er nicht etwas erzählen werde.

„Nein! riefen die Kinder, wir haben ihn nicht gekannt. Wer war er denn?"

Vat. Er war der Hausgenosse und der Stubenbursche eines meiner Bekannten, Ehrmanns, der ihn aus Barmherzigkeit aufgenommen hatte, da er ihn eines Winters auf freier Straße ganz erstarrt und erfroren fand, und halb verhungert. Er nahm denselben recht gastfreundlich auf, pflegte ihn, bis er wieder hergestellt war, und behielt ihn auch nachmals bei sich.

„Er behielt ihn bei sich? — Mußte er denn nicht weiter. Wollte er denn nicht wieder nach Hause?" fragte Amalie.

Vat. Nach Hause? Ja; wenn er gewußt hätte, wo er zu Hause war. In seiner frühesten Kindheit war er schon von barbarischen Räubern seinen Aeltern gestohlen, und mußte eine lange Zeit eingesperrt und gefangen in harter Sklaverei leben, bis er endlich durch einen glücklichen Zufall entkam, von welcher Zeit an er sich denn so herumtrieb.

„O! wie entkam er, Vater? wie entkam er? erzähl es;“ rief Ludwig.

Vater. Es ist nicht viel dabei zu erzählen! Sein Aufseher hatte vergessen die Thür seines Gefängnisses zu verschließen; das Haus, in welchem er war, stand auch auf, und so konnte er leicht entkommen, zumal da ihm niemand nachsetzte.

Kind. Es setzte ihm keiner nach? es verfolgte ihn niemand?

Vater. Nein, gewiß nicht. Man machte sich wohl eben nicht viel aus ihm; denn man konnte ihn zu keiner Arbeit gebrauchen.

Seit dieser Zeit nun, daß er frei war, trieb er sich überall umher, und suchte, wo er etwas für seinen Schnabel fand; bald da und bald dort. Das Schlimmste war aber, daß er anfing Diebskünste zu treiben — zu stehlen!

Kind. O pfui, pfui! das ist garstig. Er stahl?

Vat. Ja gewiß. Er stahl den Landleuten manche junge Gans, und manches Hühnchen, und wenn man ihn erwischt hätte, es wäre ihm sicher sehr übel gegangen!

„O, es wäre ihm schon recht geschehen, wenn er einmal ein Bischen wäre ausgeklopft worden. Ich hätte ihn gar nicht bedauert," sagte Konstanze.

Vater. Ich denke doch, du hättest ihn ein wenig bedauert — du kannst ja nicht so grausam seyn! Was sollte denn der arme Schelm machen? Leben wollte er doch, und etwas gelernt hatte er nicht, womit er sich seinen Unterhalt verdienen konnte.

„Da hätte er noch etwas lernen sollen — stehlen mußte er doch nicht;" erwiederte Konstanze.

Vat. Freilich wohl, hätte er nicht stehlen sollen; aber was sollte er machen? Hätte er auch etwas lernen wollen, ich glaube, es hätte sich niemand mit ihm die Mühe geben mögen, denn er sah eben nicht darnach aus, als ob er etwas würde lernen.

Kind. Sah er denn so dumm aus, lieber Vater?

Vat. Dumm? o nein; gar nicht dumm. Er sah vielmehr so schelmisch und spitzbübisch aus, daß ihm niemand

zutrauete, er werde etwas anders lernen, als stehlen. — Und fürwahr man hatte nicht unrecht, denn selbst in Ehrmanns Hause konnte er das Stehlen nicht lassen.

„O! das ist schändlich! das ist abscheulich!" riefen die Kinder. „Der Mann hatte ihn vom Tode errettet; er hätte umkommen müssen in dem harten Winter, wenn der ihn nicht aufnahm, — und er bestiehlt ihn."

Vat. Freilich, freilich ist es höchst häßlich; indessen war es in der That also. Er stahl wie ein Rabe. Bald hatte er Fleisch genommen und heimlich verzehrt; bald hatte er Geld gestohlen; einigemal nahm er auch ein Paar kleine silberne Löffel, und hatte sie in einem Winkel versteckt. Kurz, wessen er habhaft werden konnte, das mußte er nehmen; er konnt es nicht lassen.

„Nun fürwahr, das ist arg! den hätt ich fortgejagt! sagte Sophie.

Vat. Das sagte Johann, der Bediente von Herrn Ehrmann auch. — Es ist eine Bestie, der Herr Jakob, sagte der Bediente, die lauter Unheil anrichtet, und Verdruß macht; man sollte ihn fortjagen. Aber mein Freund Ehrmann stimmte nicht darin ein. „Es ist nun einmal mit dem saubern Patron nicht anders, erwiederte er; und man sollte

ihm nur nichts liegen lassen, so könnt er nichts stehlen — das wäre am besten." Aber Johann, der Bediente, meinte, vor dem sey nichts sicher, man möge es hinlegen, wohin man wolle.

„Ja, das glaub ich, sagte Ludwig. Der wird auch wohl die Schränke haben aufmachen können!"

Vat. Nein, das that er doch nicht — die Schränke machte er nicht auf; es müßten denn blos die Thüren derselben angelehnt gewesen seyn. Aber nie hat er sie aufgemacht, auch nicht einmal versucht sie aufzumachen, wenn dieselben verschlossen waren.

„Nun, das ist noch gut; sagte Julie; so ist es doch noch kein rechter Erzspitzbube gewesen. Da hat man nur die Sachen verschließen dürfen; so nahm er sie nicht!"

„Nein; dann nahm er sich nicht!" versetzte der Vater. „Auch verschloß man in der That alles vor ihm: indessen blieb doch da und dort Manches liegen, welches er denn auch richtig allemal wegstahl, wenn er es fand."

„Aber Vater, fragte Ludwig; hat man denn den Herrn Jakob nie über seinen Diebereien ertappt? Hat man ihn nicht einmal erwischt?

„O doch; antwortete der Vater, man hat ihn mehr als

als einmal ertappt! man hat ihn auf frischer That ertappt. Mein Freund Ehrmann erwischte ihn selbst einmal, da er eben zwei silberne Löffel forttragen wollte!"

„O! was sagte er da! was sagte er?" riefen die Kinder.

„Nichts sagte er, sprach der Vater; gar nichts. Er stellte sich ein Bischen dumm; er stellte sich, als ob er Herr Ehrmann gar nicht sähe, wiewohl er mit halbem Auge immer auf ihn hinschielte; ging ganz ruhig seinen Gang fort, und wollte sich heimlich davon schleichen. Aber Ehrmann war nicht der Meinung. — „Laß Er die Löffel nur da, mein werther Herr Jakob, rief er, da derselbe eben zur Stubenthür hinaus wollte, indem er den Dieb beim Kragen packte. Laß er die Löffel nur da, mein Schatz! ich brauche sie selbst noch! — — Und, daß Er's nur weiß: Er ist ein schlechter Kerl!"

„Das war Recht! ich hätts ihm auch schon sagen wollen, versicherte Amalie; — da wird er sich einmal recht geschämt haben!"

„Wo denkst du hin! der; und sich schämen!" versetzte der Vater. Er sahe Freund Ehrmann keck ins Gesicht; er wurde unverschämt. „Selbst schlechter Kerl! sehr schlechter, erzschlechter Kerl!" rief er. „Hundsfott!"

„Nun, das ist entsetzlich! sagten die Kinder; der arme Herr Ehrmann muß sich tüchtig geärgert haben! — Der konnte noch schimpfen!"

„Ja, schimpfen konnte er! fuhr der Vater fort, das war eben eine seiner schlechtesten Tugenden. Wer ihm in den Weg kam, bekam einen „Hundsfott!" einen „Spitzbuben," einen „schlechten Kerl," mit auf den Weg, und Herr Ehrmann selbst und seine Frau blieben nicht von seinem Schimpfmaul verschont. — Aber Herr Ehrmann ärgerte sich nicht darüber, sondern er lachte oft laut auf!"

„Nun, sagte Ludwig, das hätt ich nicht ertragen; dazu hätt' ich nicht lachen können. Der hätte mir aus dem Hause gemußt. Stehlen, und auch noch schimpfen dazu; das ist zu arg!"

„Freilich ist es sehr arg, erwiederte der Vater; indessen Ehrmann war es einmal gewohnt, und oft belustigte er sich daran. „„Der, sagte er, wird nun einmal nicht anders; laßt ihn gehen!""

„Aber Vater, fragte Julie; haben sie ihn denn nie gestraft? Nicht ein einzigesmal? — Da hat er ja wohl müssen so gottlos werden!"

„Gestraft? O ja; antwortete der Vater; sie haben

ihn wohl auch gestraft; wiewohl es freilich nicht viel half. Von Zeit zu Zeit, und wenn er es gar zu toll trieb, sperrten sie ihn in ein Gefängniß ein."

„War er da an Ketten geschlossen? — Nein, Vater, an Ketten haben sie ihn nicht angeschlossen? Nicht wahr, nein?" fragte mitleidig Konstanze.

„Nein, sagte der Vater. Er konnte in seinem Gefängniß umherspazieren, und that das auch; aber heraus konnte er nicht. Er konnte höchstens nur den Kopf zwischen die starken Stäbe hindurch stecken, und sich ein wenig umsehen, wie es draußen aussahe. — Aber, es besserte ihn nicht. Er blieb so schlecht, wie er war, und schimpfte sogleich wieder los, als man sich mit ihm in einen Wortwechsel einließ. Fragte ihn Johann oder auch Herr Ehrmann dann: „Nun, mein Herr Jakob? — Nun wird Er doch sein Schimpfen lassen — Sein Stehlen?" — so hatte er immer noch ein gottloses Maul. — „Geh, Spitzbube! geh, Hundsfott! sprach er; ich bin ein guter Kerl."

„Aber ich hätte ihn hungern lassen, sagte Ludwig; ich denke, da hätte ihm das Schimpfen schon sollen vergehen."

„Gewiß, gewiß; es wär ihm vergangen, erwiederte der Vater; denn auf Essen und Trinken hielt er etwas. Er sahe

sehr ängstlich alle an, die vorbeikamen, wenn man ihm nur eine Mahlzeit entbehren ließ. Er sagte zwar nichts; aber man sahe wohl, wo es ihm fehlte, so niedergeschlagen war er. Und wenn er dann ein Stückchen Fleisch bekam, dann verzehrte er es mit großem Vergnügen."

„O, ich hätte ihn gewiß nicht lange können hungern lassen, den armen Jakob, sagte Julie; wiewohl er nichts taugte. Es hätte mir doch weh gethan!"

„Nun, antwortete der Vater, man that das eben auch nicht. Und wenn auch einmal Johann, der die Besorgung des Gefangenen hatte, ihn hätte wollen hungern lassen, so waren doch die Kinder im Hause viel zu mitleidig, und steckten ihm immer so viel zu, daß er zur Nothdurft satt seyn konnte."

„Das ist gut, sagte Gustav: Ich hätte ihm auch etwas gegeben, und wenn er mich auch geschimpft hätte!"

„Das hättest du recht gemacht, fuhr der Vater fort. — Auch brauchte man ihn nicht eben hungern zu lassen; man konnte ihn so schon genug ängstigen, wenn man wollte; man durfte ihm nur eine Katze vorhalten."

„Was? eine Katze? riefen die Kinder; er wird sich doch nicht vor einer Katze gefürchtet haben?"

„Entsetzlich fürchtete er sich vor Katzen; er fürchtete sich vor nichts mehr als diesen Thieren; antwortete der Vater. Er zitterte am ganzen Leibe, wie ein Espenlaub, wenn einmal eine in die Stube kam, er that die ängstlichsten Sätze, wenn sich die Katze ihm näherte; er wäre gern in den kleinsten Winkel gekrochen, wenn er gekonnt hätte. Kurz er war in Todesangst."

„Gewiß, sagte Amalie, wird er so ein Mensch gewesen seyn, der die Katzen nicht leiden konnte. So wie Frau Burner, der gleich der Angstschweiß ausbricht, wenn eine Katze ins Zimmer kommt, und wenn sie dieselbe auch gar nicht sieht. Ich habe es einmal mit angesehen. Sie wurde leichenblaß, der Schweiß stand ihr in großen Tropfen vor der Stirne, und sie erholte sich nicht eher wieder, bis die Katze hinaus geschaft war."

„Ja, sprach der Vater, so etwas ähnliches mag wohl bei ihm gewesen seyn, wenn ihm auch grade nicht der Angstschweiß ausbrach. Hingegen vor dem Hunde fürchtete er sich nicht. Diesen neckte und zauste er beständig; er kniff ihn in den Schwanz, und in die Ohren, ja er sprang ihm mit Beinen sogar auf dem Leibe herum!"

„Nun das ist wieder etwas Scharmantes! — der muß

ja dem armen Hunde die Rippen zertreten haben. — Biß denn der Hund nicht um sich?

„Nein, antwortete der Vater; der Hund blieb ruhig liegen, wo er lag; er achtete nicht darauf, und er fühlte so gut wie nichts von Herrn Jakobs Beinen. Es waren ziemlich leichte und dürre Beine; und so ist es gar nicht zu verwundern."

„Nicht zu verwundern? fragten die Kinder erstaunt; nicht zu verwundern? Einem Hunde mit Beinen auf dem Leib herum springen, und ihm keinen Schaden thun? — Und der Hund soll nichts davon fühlen?"

„Was konnte denn der Hund eben fühlen? erwiederte der Vater; der ganze poßirliche Kerl wird kaum über ein Pfund gewogen haben; kaum so viel, wie dieß Buch hier!"

Die Kinder sahen den Vater groß an. Sie wußten nicht, wie ihnen geschahe, und was sie nur daraus machen sollten. —

„Ein Pfund gewogen? sagte endlich Amalie; das versteh ich nicht, wie das möglich ist?“

Julie. Ich auch nicht Vater; ein Kind muß ja viel mehr wiegen, als das Buch.“

Vat. Freilich muß ein Kind weit mehr wiegen, als dieß Buch; aber soll denn auch eine Elster so schwer, wie ein Kind seyn?“

Einige Augenblicke sahen die Kinder den Vater wieder verwundert an — Dann fingen sie an, laut auf zu lachen.

XIX.

Die Geisterflöten.

Zu dem Geburtstag seines Sohnes Eduard, hat Vater Bergefeld die Kinder seiner Nachbarn gebeten.

Der ganze Nachmittag war spielend und tanzend im Freien vergangen, aber nun kam der Abend, und mit ihm kamen die Kinder ins Wohnzimmer, und setzten ihre Spiele und Freuden fort.

Mitten in seiner Lustigkeit, indem die Kinder mit geschlossenen Händen im Kreise den Tisch umtanzten, rief Ludwig aus: „Wir sollten Musik haben! da ging der Tanz noch einmal so gut. — So müssen wir selbst uns trallern!“

„Musik wollt Ihr haben? rief Bergefeld, die kann ich Euch schaffen. Wunderschöne Flöten sollt Ihr hören, wenn Ihr wollt. Aber freilich — es hat ein Bedenken. — Ihr werdet sie nicht hören wollen!“

„Nicht hören wollen? Warum nicht?“ fragten die Kinder. „Schöne Flöten hören gewiß alle recht gern!“

„Ich denke, es soll Euch vergehen, antwortete Bergefeld, mit Achselzucken; denn meine Flöten sind die Musik eines Geistes.

stes. Ihr hört die Töne nur, Ihr erblickt den Spieler nicht; denn Geister sind unsichtbar."

„Scherz! Scherz! riefen die Kinder; lassen Sie uns ihre Musik nur hören. Wir tanzen dazu."

„Scherz? antwortete Vater Bergefeld; Ihr werdet gleich sehen, daß es Ernst ist. Aber den Tanz muß ich verbitten; der Geist meiner Flöten duldet ihn nicht. — Doch, ich meine, das Tanzen wird Euch ohnedieß schon vergehen!"

Noch lachten die Kinder und scherzten über die Geisterflöten. Aber Vater Bergefeld sagte nichts mehr, als: „Kommt und überzeugt Euch!"

Die Thür des angrenzenden Saales wurde geöffnet; Bergefelds traten ein, und die Kinder folgten. Die Lichter wurden auf die Tische gestellt, und die Kinder nahmen Platz auf den Stühlen längs der Wände des Saals.

„Beseht Euch Alles, rief der Vater, ob Ihr irgendwo einen Menschen seht! Und dann — still!"

Mit spähenden Augen durchsuchten die Kinder den Saal. Es war kein Punkt, auf den sie nicht scharf hingesehen hätten; aber sie erblickten niemand.

„Still nun!" rief der Vater, der seinen Platz den Kindern gegenüber neben einem Schreibschrank genommen

hatte, auf den er sich stützte. „Still nun!" rief er noch einmal.

Es war eine tiefe Stille im Saal; man hätte ein Laubblatt können fallen hören, und die Kinder horchten mit gespanntem Ohr, woher die Töne kommen würden. Nichts bewegte sich als ihre Augen. Nichts war hörbar als ihr Athem. Sie horchten einige Augenblicke, und wieder einige, und die tiefe Stille dauerte fort.

„Es ist nichts, es ist gewiß nichts!" dachte schon eins und das andere unter den Kindern; aber sie dachten es kaum; so ertönte ein starker Flötenton; bald darauf noch einer; und wieder noch einer; dann zwei, dann drei; und immer mehr und mehr sammelten sich die Töne, und ihre Stimmen vereinigten sich in ein himmlisches Konzert. Jetzt schienen sie sich im wilden jubelnden Tanz zu jagen; und jetzt wieder war es, als wären alle ihre Stimmen verschmachtet, und wollten verstummen. Nur ein leiser, leiser Athem hauchte noch, ein schwaches Lispeln war nur noch hörbar; und endlich schien auch das letzte Flüstern zu ersterben. Aber dann brach wieder eine lebendige Welt voll Töne gewaltig hervor; sie wurden lauter und immer lauter, und wühlten durch einander, um in der schönsten Ordnung zu endigen.

Die Töne hatten schon lange geschwiegen, aber die Kinder horchten noch. — Dann fingen sie an den Tönen nachzuforschen, woher sie kämen. Sie sahen auf den Boden; sie sahen an die Decke; sie quälten sich mit Muthmaßungen über die Auflösung des Räthsels; aber sie fanden den Schlüssel nicht dazu. Sie versuchten mit allen Künsten ihrer schmeichelnden Freundlichkeit Bergefeld den Schlüssel abzulocken; aber dieser ließ sich auf nichts ein.

„Ich habs Euch ja schon erklärt, sagte er lächelnd. Es sind Geisterstimmen! aber Ihr glaubt es ja nicht."

„Nein, wir glauben das nimmermehr!" riefen die Kinder.

„Glaubt denn, was Ihr wollt; antwortete Bergefeld; aber ich weiß es nicht anders."

„Was gilts? ich habe es errathen, jubelte jetzt die schlaue Julie; ich habe es heraus!"

„Du? fragte verwundert Bergefeld. Du? du hast es? fragten die Kinder gespannt, und traten um Julien zusammen. — Sag, woher kommt es? Wer macht es?"

„Es kommt von dorther; sagte Julie, indem sie auf eine Stelle der Wand zeigte. Es kommt von dorther; dort ist ein großer Wandschrank der Platz genug hat. Ich kenne ihn ja!"

„Ei! da stecken die Geister! die Herren Flötenspieler!

riefen die Kinder! — Oh wie einfältig, daß wir nicht gleich darauf gefallen sind."

„Wollen Sie uns nicht das Schlüsselchen zum Schranke erlauben;" bat Julchen jetzt schelmisch den Vater Bergefeld.

„Was kann es helfen, Mutter! sagte Bergefeld zu seiner Frau; die kleine schlaue Krabbe hat mein Geheimniß heraus: gieb nur den Schlüssel!"

Die Mutter gab lächelnd Julien den Schlüssel, damit sie selbst aufschließen möchte. Die Kinder drängten sich an den Wandschrank, und Julie schloß auf.

„Nur heraus, meine Herren!" wollte Julie sagen, indem sie die Thüren aufschlug; aber sie konnte es nicht aussagen.

„Nur heraus, meine" — — — sagte sie blos; da waren die Thüren schon auf, und alle Kinder standen verwundert da, und sahen in den Schrank; und Julie war erstaunt und höchst verlegen, und sahe auch in den Schrank.

Aber was sahen sie denn?

Nichts! Glatt Nichts! Darum erstaunten sie eben. Sie hatten gewiß darauf gerechnet, die Spieler würden im Schrank seyn; und nun war nichts darin.

Julie war beschämt, und sahe stumm und etwas ver-

drießlich in den Schrank. Sie sahe eine ganze Weile hinein, als müsse etwas darin seyn.

„O da hab ich mich recht angeführt!" sagte Julie.

„Warum denn, liebes Kind? erwiederte Bergefeld scherzend. — Die Geister können ja doch wohl im Schranke seyn; sie sind ja unsichtbar."

„O scherzen Sie nur! antwortete Julie; ich ruhe nicht, bis ichs heraus habe. — Kann man die Geistermusik denn nicht noch einmal vernehmen?" —

„O ja, liebes Mädchen; o ja! die Geister gehorchen dreimal des Abends meinem Ruf. — Aber ich dächte wir hörten sie nun auch einmal im Dunkeln; vielleicht lernt Ihr dann eher an Geister glauben; denn im Dunkeln fürchtet Ihr Euch doch wohl ein wenig!"

„Ich büns zufrieden, sagte Julie; ich fürchte mich nicht."

„Wir auch nicht! riefen die Kinder. Löscht die Lichter aus!"

„Halt! halt noch ein wenig!" rief Julie. Julie durchsuchte die Nebenzimmer, und riegelte sie inwendig ab; sie riegelte den Saal inwendig auch ab; und sie ließ an jede Thür einen verständigen Knaben sich hinsetzen, und an die Hauptthür, die am Vorsaal stieß, hatte sie sich selbst gesetzt. Alle

übrigen hatten ihre vorige Plätze, und die Lichter wurden gelöscht.

Eine Todtenstille im Saal, die lange anhielt! Nur zuweilen wurde sie durch ein leises Knistern unterbrochen. Den Kindern wurde unheimlich zu Muthe. Diese tiefe Stille; diese stille Dunkelheit war ihnen so fremd und so seltsam, und keins regte sich.

Da seufzte ein leiser, leiser Ton! und der Ton wurde lauter, aber nur ein wenig, und schlich sich still und klagend davon. Und tiefe, dumpfe Töne rollten ihm nach durch den Saal. Und der Töne wurden mehr und mehr! Und es kam eine laute Klage, und ein stilles Seufzen aus den Tönen; es war ein tiefer Schmerz, ein heimlicher Unwille darin, und dann eine große Angst. Und den Kindern wurd es beklemmt um die Brust, und es war ihnen, als sollten sie wirklich an Geisterstimmen glauben.

Jetzt verschieden die Töne mit einem kläglichen Aechzen, und die Todtenstille war wieder im Saal, wie zuvor; nur ein verborgenes Blasen, ein ferner Wind schien heimlich zu rauschen, und mitten unter dem Geräusch: klappte etwas. — Und die Töne fingen an, wieder aufzuleben, und klagten und

ächzten wieder, wie zuvor, und den Kindern war es, als sollten sie weinen.

Da pochte es ein einzigesmal; die Thür des Saales, an welcher Julie saß, ging auf, und der Bediente trat mit Lichtern hinein; aber die Töne klagten noch eine Weile fort; dann schwiegen sie ganz.

„Warum bringt er uns Licht, Friedrich?“ fragte Vater Bergefeld, als die Töne schwiegen.

„Wie haben Sie hereingekonnt, fragten die Kinder, die Thür war ja verriegelt.“

Dies Räthsel erklärte sich wohl. Julie hatte sich nicht aus bloßem Ohngefähr an die Hauptthür des Saales gesetzt. Sie hatte vorhin, wie sie die Nebenzimmer abriegelte, Friedrich aufgetragen, sich mit Lichtern an der Saalthüre bereit zu halten, und sobald einmal an die Thür gepocht würde, augenblicklichst mit den Lichtern hereinzutreten. Einen Scherz beträfe es, hatte sie ihm gesagt. — Da, wie die Musik verstummte und es dann klappte, hatte sie den Riegel aufgeschoben; und, wie sie pochte, trat Friedrich herein.

Julie hatte es sich klug ausgedacht. Auf diese Weise meinte sie, müsse sie den versteckten Spieler gewiß überraschen;

aber Friedrich war eingetreten, die Zaubermusik hatte fortgespielt, und der Spieler war nicht da."

„Es war wieder nichts!" sagte Julie ein wenig empfindlich.

Es kann ja nichts seyn, erwiederte Bergefeld; denn es sind ja unsichtbarer Geister Töne!"

....

Die Kleinen waren jetzt unruhig über die Erklärung der Geister, und Julie am meisten. Vergeblich wurde noch einmal der ganze Saal durchsucht, alle Stellen betrachtet, alle Möglichkeiten bedacht — sie fanden nichts — sie fanden gar nichts, was nur entfernt eine Aufklärung geben könnte.

Da wurde von allen Kindern, Julien an ihrer Spitze, auf Vater Bergefeld Sturm gelaufen, mit Bitten, mit Schmeicheln, mit halb trotzigen Forderungen, das Räthsel ihnen zu lösen.

So muß ich mich denn wohl ergeben, sagte Vater Bergefeld, ich werde zu hart angegriffen. Kommt denn und sehet selbst.

Und er öffnete die beiden Seitenthüren des Schrankes, an welchem er gesessen hatte; und die Kinder sahen vielmehr erstaunt und verwundert hinein, als zuvor in den Wandschrank Eine Menge hölzerner Pfeifen waren in dem Schrank, und un-

No. 8.

unter den Pfeifen, war auf der andern Seite des Schranks eine Walze zu sehen, mit lauter kleinen Stiften beschlagen.

„Was ist das?" riefen die Kinder.

Das nennt man eine Flötenuhr, antwortete der Vater; und Ihr sollt gleich sehen, wie sie spielt.

Er hob die Walze heraus, und schob eine andere hinein; er setzte den Pendel in Schwingung, der seinen gemessenen Gang ging, und ein anderes Stück hob an; die Pfeifen hoben sich und sanken einzeln oder mit mehreren zusammen; und unter den Pausen hörte man das Blasen des Blasebalgs. Kein Auge verwandten die Kinder von dem innern Leben und Bewegen in der Uhr, kein Wort sprachen sie, bis das Stück beendigt war.

Dann kam es an eine Erklärung, die ihnen Bergefeld einigermaßen durch eine Drehorgel gab, die ihnen allen bekannt war. Er sagte ihnen noch, wie er da, als sie das leise Knistern hörten, in der Dunkelheit, ehe das Adagio zu spielen anfing, heimlich die zweite Walze eingeschoben habe; wie

er mit einem Druck einer Feder den Pendel in Bewegung gesetzt, und Juliens List wohl gemerkt hätte.

„Ah! sprach Julie; da hätte ich mich lange plagen können. Im Leben wär ich nicht auf den Schrank gefallen. Hier wohnen also die Geister?"

„Ja, sagte der Vater; hier wohnen sie. Hier wohnt der Geist des Künstlers, der das Werk bauete, und ihm so viele liebliche Töne gab; und hier wohnen die Stimmen der Geister; denn das erste Stück, was gespielt wurde, war die Ouvertüre aus der Geisterinsel."

Staatliche Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löhr, Johann Andreas Christian,

Tändeleyen und Scherze für Unsere Kinder

Bd.: 1

Leipzig [1805]

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.366
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301526-1